WWU
MÜNSTER

„So will ich dir Gruß aus weiter Ferne schicken.“

Feldpost des westfälischen Landsturmmanns Heinrich Echtermeyer, 1916–1918

Alexander Kraus und Fabian Köster (Hrsg.)



Alexander Kraus und Fabian Köster (Hrsg.)

„So will ich dir Gruß aus weiter Ferne schicken.“

WWU
MÜNSTER

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster

Reihe X

Band 33

Alexander Kraus und Fabian Köster (Hrsg.)

„So will ich dir Gruß aus weiter Ferne schicken.“

Feldpost des westfälischen Landsturmmanns Heinrich Echtermeyer, 1916–1918

Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster
herausgegeben von der Universitäts- und Landesbibliothek Münster
http://www.ulb.uni-muenster.de



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://www.dnb.de abrufbar.

Dieses Buch steht gleichzeitig in einer elektronischen Version über den Publikations- und Archivierungsserver der WWU Münster zur Verfügung.
https://www.ulb.uni-muenster.de/wissenschaftliche-schriften

Alexander Kraus und Fabian Köster (Hrsg.)
„So will ich dir Gruß aus weiter Ferne schicken.“. Feldpost des westfälischen Landsturmmanns Heinrich Echtermeyer, 1916–1918
Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster, Reihe X, Band 33
Verlag readbox unipress in der readbox publishing GmbH, Dortmund
www.readbox.net/unipress

Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz vom Typ 'CC BY-SA 4.0 International' lizenziert: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de
Von dieser Lizenz ausgenommen sind Abbildungen, welche sich nicht im Besitz der Autoren oder der ULB Münster befinden.



ISBN 978-3-8405-0249-1 (Druckausgabe)
URN urn:nbn:de:hbz:6-09039401177 (elektronische Version)

direkt zur Online-Version:



© 2021 Alexander Kraus, Fabian Köster

Satz: Alexander Kraus und Fabian Köster (Hrsg.)
Titelbild: Briefumschlag, den Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard adressierte.
Umschlag: ULB Münster

Inhaltsverzeichnis

Vorwort
Christoph Lorke 5

Handschriftlicher Rückzug von der Ostfront
Feldpost des Landsturmmanns Heinrich Echtermeyer
Alexander Kraus/Fabian Köster 7

„Teile mit das ich auf der Fahrt bin, […] es wird wohl nach den Osten gehen."
Heinrich Echtermeyers Einsatz an der Ostfront des Ersten Weltkrieges
Max Möllering 13

Feldpostkarte, 11. Mai 1916 21
Feldpostbrief, 26. Mai 1916 22

Die Vermittlerrolle des Bruders
Leonie Volmer 27

Feldpostkarte, 4. Juni 1916 31
Feldpostkarte, 14. Juni 1916 31
Feldpostkarte, 5. Juli 1916 32
Feldpostkarte, 9. Juli 1916 32
Feldpostkarte, 10. Juli 1916 33
Feldpostkarte, 16. Juli 1916 33
Feldpostkarte, 19. Juli 1916 34
Feldpostkarte, 29. Juli 1916 35
Feldpostkarte, 12. August 1916 35

Vertrautheit in der Fremde?
Die Wahrnehmung der Fremde an der Ostfront
Laura Maring 39

Feldpostbrief, 20. August 1916 43

Kein Platz für Gefühle und Trauer in Feldpostbriefen
Marc Berlsmann 49

Erst ich und dann die anderen?
Kameraden im Krieg
Niklas Costa Gouveia 53

Feldpostkarte, 21. August 1916 56
Feldpostkarte, 30. August 1916 57
Feldpostbrief, 31. August 1916 57
Feldpostkarte, 6. September 1916 58
Feldpostbrief, 20. September 1916 59
Feldpostkarte, 1. Oktober 1916 60
Feldpostkarte, 7. Oktober 1916 60
Feldpostkarte, 11. Oktober 1916 60
Feldpostkarte, 15. Oktober 1916 61

Rückzug in das Gewöhnliche
Immer nur die gleichen ‚Floskeln'?
Fabian Köster/Dennis Krause 65

Feldpostkarte, 19. Oktober 1916 68
Feldpostkarte, 27. Oktober 1916 68
Feldpostbrief, 7. November 1916 69

Zwischen den Zeilen
Die soziale und psychologische Funktion von Feldpostbriefen
Lucinda Jäger 75

Feldpostbrief, 25. November 1916 79
Feldpostkarte, 28. November 1916 80
Feldpostkarte, 18. Dezember 1916 80
Feldpostbrief, 25. Dezember 1916 81

Beten im Schützengraben
Heinrich Echtermeyers Verständnis von der Kraft des Fürbittens
Jörg Schlarb 85

Feldpostkarte, 4. Januar 1917 88
Feldpostkarte, 8. Januar 1917 88
Feldpostbrief, 18. Januar 1917 89

Die Abschiedsformel als Spiegel des Erlebten
Jakob Heyman 95

Feldpostkarte, 25. Januar 1917 98
Feldpostbrief, 15. Februar 1917 98

Systematik eines Urlaubs
Was der Krieg Heinrich Echtermeyer lehrte
Lukas Boch/Michael Boch 105

Feldpostbrief, 1. März 1917 111
Feldpostbrief, 2. März 1917 111
Feldpostbrief, 20. März 1917 112

Hof und Heimat als Rückzugsort vor dem Krieg
Niklas Maximilian Schepp 119

Feldpostbrief, 26. März 1917 121
Feldpostbrief, 27. März 1917 122
Feldpostbrief, 12. April 1917 122

Sorge um die Heimat
Florian Steinfals 129

Feldpostkarte, 15. April 1917 133
Feldpostkarte, 30. Mai 1917 133
Feldpostkarte, 4. Juni 1917 133
Feldpostbrief, 1. Juli 1917 134
Feldpostkarte, 12. Juli 1917 135
Feldpostkarte, 22. Juli 1917 135
Feldpostbrief, 25. Juli 1917 135

In Erwartung auf (mehr) Briefe
Die psychologische Funktion des Briefverkehrs
Johannes Reichert 141

Feldpostkarte, 28. Juli 1917 144
Feldpostkarte, 30. August 1917 144
Feldpostbrief, 2. September 1917 144
Feldpostbrief, 12. September 1917 145
Feldpostbrief, 17. Oktober 1917 146
Feldpostkarte, 29. November 1917 147
Feldpostbrief, 26. Januar 1918 148

Wer ist der eigentliche Feind?
Lea Griesing 155

Sinnstiftende Weltdeutungsmuster
Erkenntnisse des Heinrich Echtermeyer
Hanna Lena Hertzel 159

Feldpostbrief, 18. Februar 1918 163
Feldpostbrief, 24. Juli 1918 164
Feldpostkarte, 27. Oktober 1918 165
Feldpostkarte, 2. November 1918 166

Vorwort

„Auf Baldiges fröhliches Wiedersehen“. Mit diesen Worten schließt der Protagonist des vorliegenden Bandes seinen letzten Brief von der Ostfront, der auf den 2. November 1918 datiert – eine auf den ersten Blick beinahe ritualisiert erscheinende Abschiedsformulierung, die in Feldpostbriefen und Postkarten aus der Feder Heinrich Echtermeyers wiederholt auftaucht und Ausdruck von Heimweh und Hoffnung ist. Insgesamt 57 Schreiben hat der Landwirt aus dem westfälischen Halverde, einem kleinen Ort unweit von Ibbenbüren, zwischen Sommer 1916 und Herbst 1918 an seine Familie, allen voran seinen Bruder Bernhard verschickt. Diese Briefe und Feldpostkarten stehen für eine besondere Quellengattung und eine während des Ersten Weltkrieges millionenfach ausgeführte Praxis, mit der es den Verfassern wenigstens kurzzeitig möglich war, eine Verbindung zu ihrem früheren Leben herzustellen. Feldpostbriefe nahmen damit eine Brückenfunktion zwischen fremder wie widriger Kriegswirklichkeit auf der einen und vertrauter wie sehnsuchtsvoll imaginierter Gegen-Alltäglichkeit auf der anderen Seite ein. Sie dienten der Verarbeitung der erzwungenen räumlichen Trennung und sollten die unterschiedlichen Erfahrungshorizonte des Schreibers und der Daheimgebliebenen mit dem Ziel synchronisieren, ein Gegen- und Zukunftsbild zu etablieren, das sich vom Kriegsgeschehen abhebt und eine zumindest vorgestellte Teilhabe am Leben der Anderen suggeriert.

Auch in den Briefen und Postkarten Heinrich Echtermeyers begegnet uns diese besondere Konstellation zwischen Frontalltag, Kriegswahrnehmung und einer ungebrochenen Präsenz der Heimat. Die Schreiben artikulieren Sehnsucht nach dem bekannten Zuhause, das imaginierter Gegenentwurf zum Erlebten, Fix- und Orientierungspunkt ist. Daneben enthalten die Zeugnisse zahlreiche Hinweise auf die Wahrnehmung der Fremde und des Fremden; sie verarbeiten die erfahrenen Schreckens des Krieges und berichten von Kameradschaft; sie künden von Leid und Ohnmacht, Hoffnung und Glaube, Überforderung und Verdrängung – all diese und weitere Eindrücke und Gefühlsregungen kommen in den Briefen in authentischer Form zum Ausdruck, bisweilen zwischen den Zeilen, mitunter „geradeheraus“, oft wortkarg, aber stets intim-persönlich. Diese Einblicke offerieren einen Kontrast zur propagandistisch eingefärbten Kriegsberichterstattung, sie verraten eine kaum bemäntelte

Desillusionierung und die zunehmende Kriegsmüdigkeit – jeweils verknüpft mit Beobachtungen aus der Ferne und dem steten Wachen über das Wohl der Familie, von Frau und Kindern, über die Gesundheit aller und den Zustand des Hofes im Besonderen wie der Heimat im Allgemeinen.

Die historische Quelle des Feldpostbriefes mitsamt den zahlreichen direkt ausgesprochenen wie indirekt zu erschließenden militär-, sozial- wie alltagsgeschichtlichen Bezügen verweist auf einen weitgehend unerschlossenen Blickwinkel, der Neues zutage fördert. Auf diese Weise lässt dieser Band exemplarisch ein Soldatenleben für die Nachwelt lebendig werden. Die Beschäftigung mit den Briefen geht auf ein Forschungsseminar am *Historischen Seminar* der *Westfälischen Wilhelms-Universität Münster* im Wintersemester 2014/15 zurück. In der Veranstaltung wurde den Studierenden die bisher nicht edierte Quellensammlung aus dem Nachlass Heinrich Echtermeyers zur Verfügung gestellt. Die Begleittexte im vorliegenden Band sind das Ergebnis von Einarbeitung und Transkription, historischer Kontextualisierung und detaillierter Analyse der überlieferten Briefe. Die zahlreichen Einzelergebnisse unterstreichen in aller Deutlichkeit die vielfältigen Vorteile und den Mehrwert solcher Lehrformate, in denen Studierende das Schreiben historischer Texte am (zumal bisher unerschlossenen) Material selbst lernen: Eine solche Annäherung ist quellennah, lebendig, authentisch und spannend zugleich; sie ermöglicht eine beispielhafte vertiefte Auseinandersetzung mit individuellem Erleben und fördert auf diese Weise multiperspektivisches historisches Lernen.

Münster, im Oktober 2020

Prof. Dr. Christoph Lorke

Historisches Seminar der *Westfälischen Wilhelms-Universität Münster*

Handschriftlicher Rückzug von der Ostfront

Feldpost des Landsturmmanns Heinrich Echtermeyer

Alexander Kraus/Fabian Köster

Als sich Marschall Generalissimus Ferdinand Foch, einer der Oberbefehlshaber der alliierten Armeen an der Westfront, Admiral Sir Rosslyn Wemyss – seines Zeichens ‚Erster Seelord' und Admiral der britischen Flotte – und der Beauftragte der Reichsregierung Graf Alfred von Oberndorff im beheizten Speisewagen *2419 D* mit Teakholzverkleidung und Kupferdach gegenübersitzen, um den Waffenstillstand von Compiègne zu unterzeichnen, liegt Landsturmmann Heinrich Echtermeyer in seinem provisorischen Zeltquartier und wartet auf den Morgenappell. Er friert. „[D]as Wetter ist hier jetzt schlecht. so Naß, Kalt",[1] schreibt er Anfang November 1918 an seinen Bruder. Die zweite Kompanie des dritten *Landsturm-Infanterie-Ersatz-Bataillons* befindet sich zu diesem Zeitpunkt im ukrainischen Tarnopol, um rückwärtige Stellungen und Quartiere anzulegen.

Auch in dem an die nordfranzösische Stadt Compiègne angrenzenden Waldgebiet, wo Vertreter von Entente und Mittelmächten zu Waffenstillstandsverhandlungen zusammengekommen sind, nieselt es. Das bleibt bei den Militärs und Politikern in dieser Novembernacht allerdings vermutlich unbemerkt – die beschlagenen Waggonscheiben zeugen von hitzigen Verhandlungen und kühlem Wetter gleichermaßen. In den frühen Morgenstunden unterzeichnen die Landesvertreter schließlich den *Armistice-de-Rethondes*-Vertrag und beenden damit alle Kampfhandlungen des Ersten Weltkrieges. Ungefähr eine Woche zuvor hatte der Frontsoldat Echtermeyer dieses Ereignis noch herbeigesehnt: „Wollen hoffen das der Friede nahe ist."[2]

Während Frankreichs Hauptverhandler, Ferdinand Foch, nach der Unterzeichnung bemerkt, dass Deutschland nun den „Siegern auf Gnade und

---

[1] Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostkarte vom 2. November 1918. Hier und im Folgenden werden Zitate Echtermeyers originalgetreu wiedergegeben – und dies mit allen eigentümlichen Formulierungen, Satzkonstruktionen, Schreibweisen und bisweilen wunderlicher Interpunktion –, weshalb auf das übliche „sic!" oder auf Anpassungen verzichtet wurde. Echtermeyer adressiert seine Feldpost mit wenigen Ausnahmen stets an seinen Bruder, weshalb nachstehende Quellennachweise lediglich Form und Datum aufgreifen, indes bei den genannten Ausnahmen ein gesonderter Hinweis erfolgt.

[2] Ebd.

Ungnade ausgeliefert“ sei,[3] sind Heinrich Echtermeyers Vorstellungen vom Kriegsende weniger machtpolitisch geprägt: Seine Wünsche beziehen sich auf die eigene Lebenswirklichkeit: „[G]lücklich wieder zusammen kommen“ und „Auf Baldiges fröhliches Wiedersehen“ schreibt er erwartungsfroh in seinem letzten Brief von der Front.[4]

Dieser Brief ist nicht nur ein Puzzlestück in der individuellen Lebensgeschichte Echtermeyers, sondern auch Teil eines Quellenfundus, der schon durch seine Quantität immenses historisches Aufarbeitungspotenzial bietet, wurden doch während des Ersten Weltkrieges allein durch die *Deutsche Reichspost* rund 28,7 Milliarden Briefe und Karten von den Schlachtfeldern in die Heimat und in umgekehrter Richtung verschickt. Die schiere Quantität verwundert nicht, schließlich war das geschriebene Wort für zahlreiche Soldaten die letzte Verbindung in ihr eigentliches Leben. Dabei kontrastieren die Mitteilungen die offizielle Berichterstattung durch individuelle Perspektiven auf den Frontalltag und das Kriegserleben, sie lassen uns teilhaben an Stimmungs- wie Meinungswechseln. So kehrten beispielsweise zahlreiche Soldaten als überzeugte Kriegsgegner zurück.

Erscheinen die Vorgänge und Entscheidungen im Salonwaggon *2419 D* mittlerweile als bis in den letzten Winkel ausgeleuchtet, so liegen wohl zahlreiche Sammlungen des Front-Briefverkehrs noch im Dunkeln[5] – auf Dachböden, in Kellern und Kisten. Eine solche Kiste wurde innerhalb eines Forschungsseminars am *Historischen Seminar* der *Westfälischen Wilhelms-Universität Münster* im Wintersemester 2014/15 geöffnet: Die bis dato unedierte Quellensammlung aus dem Nachlass Heinrich Echtermeyers – 57 Feldpostdokumente, die sich aus 21 Briefen und 36 Postkarten zusammensetzen – wurde den Studierenden von dessen Nachfahren Karl-Heinz Echtermeyer zur Verfügung gestellt. Sie alle schickte der Landwirt aus dem westfälischen Halverde von Juli 1916 bis November 1918 von der Ostfront an seinen Bruder Bernhard. Der zum Zeitpunkt seiner Einberufung 41-jährige Echtermeyer war bis zum Kriegsende

---

[3] Zitiert nach Raymond Poidevin/Jacques Bariéty, Frankreich und Deutschland. Die Geschichte ihrer Beziehungen 1815–1975. München 1982, S. 298.

[4] Feldpostkarte vom 2. November 1918.

[5] Für einen lokalen Zugang siehe Daniel Schmidt, „Bin noch gesund und munter“. Gelsenkirchener Feldpost aus dem Großen Krieg 1914–1918. Essen 2014; aus Perspektive der Arbeiterschicht wiederum siehe Jens Ebert, „‚Will versuchen, Dir einen Brief zusammenzustoppeln‘. Aspekte proletarischer Feldpost im Ersten Weltkrieg“, in: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Jg. 14 (2015), H. 1, S. 37–53.

überwiegend südöstlich des strategisch wichtigen Eisenbahnknotenpunktes Kowel im Stellungskrieg im Osten im Einsatz.[6]

In diesem Band sind neben einzelnen Originalen in Faksimile sämtliche Feldpostbriefe transkribiert und in chronologischer Reihenfolge abgedruckt; dabei wurde auf stilistische Angleichungen und Anpassungen verzichtet. Mag dadurch die Lektüre auch mitunter etwas erschwert werden, so ermöglicht dieses Vorgehen einen authentischeren Zugang zu Echtermeyers Denken. Seinen Feldpostbriefen sind fünfzehn Kommentare an die Seite gestellt, die uns zunächst Heinrich Echtermeyer selbst vorstellen, einzelne Themenkomplexe und Auffälligkeiten näher betrachten und beispielhaft das geschichtswissenschaftliche Potenzial einer solchen Sammlung beleuchten. Dabei fällt schnell auf, dass Echtermeyer eher ein wortkarger Schreiber ist, wodurch sich die Quellensammlung signifikant von anderen Feldpostkorrespondenzen unterscheidet: So haben die Historikerinnen Gunilla Budde und Dorothee Wierling den überlieferten Feldpost- und Kriegskorrespondenzen der sozialdemokratisch geprägten Familie Budde und derjenigen der ostwestfälischen Familie Braun jüngst große Monografien gewidmet, die in hunderten, ja tausenden überlieferten Briefen detaillierte Einblicke in das bürgerliche Kriegserleben eröffnen.[7] In seinen meist kurzen Lebenszeichen verzichtete Echtermeyer dagegen in der Regel auf Ausschmückungen und auf jegliches Fabulieren. Dies bedeutet aber mitnichten einen geringeren Quellenwert seiner Feldpostbriefe – im Gegenteil. Sie zwingen Leser wie Leserin dazu, auf die Nuancen, die minimalen Veränderungen Acht zu geben.

Denn auch Echtermeyer nutzte die von ihm verfassten Feldpostbriefe, um über seine eigene Rolle in der Ausnahmesituation des Krieges und sein Fronterleben zu reflektieren; so machte er sich Gedanken über die Sinnhaftigkeit des Krieges und verlieh eben diesen sprachlichen Ausdruck. Jene Sinnsuche

---

[6] Neben dem Feldpostbriefkonvolut Echtermeyers wurde in einem zweiten Forschungsseminar, ebenfalls unter der Anleitung von Alexander Kraus, auch die Sammlung an Feldpostbriefen des einfachen Soldaten August Jaspers bearbeitet, die dieser zwischen 1914 und 1918 von der Westfront – unter anderem aus Verdun – an seine Frau Bernhardine versandt hat. Die Ergebnisse beider Seminare wurden zwischen Mai und Oktober 2015 auf dem Blog „Schreiben vom Krieg. Feldpost im Ersten Weltkrieg“ publiziert; online abrufbar unter https://feldpost.hypotheses.org/. Im Redaktionsteam waren neben den Autoren dieser Einleitung Michael Boch, Lucinda Jäger, Laura Maring, Max Möllering, Pascal Pawlitta, Lisa Peters, Jörg Schlarb, Kathrin Schulte und Katharina Schunck. Auch ihnen sei an dieser Stelle noch einmal für ihre penible Textarbeit gedankt.

[7] Gunilla Budde, Feldpost für Elsbeth. Eine Familie im Ersten Weltkrieg. Göttingen 2019; Dorothee Wierling, Eine Familie im Krieg. Leben, Sterben und Schreiben 1914–1918. Göttingen 2013.

verband sich mit zunehmender Kriegsdauer wie bei vielen seiner Kameraden mit einer fortschreitenden Desillusionierung und Kriegsmüdigkeit. Doch nicht alle Gedankengänge erschließen sich bei der Lektüre ohne eigene Anstrengungen – wie auch? Sprache in privaten Briefen ist intim, zuweilen uneindeutig, sie lädt zu Interpretation ein, erzeugt perspektivische Missverständnisse – und doch verrät sie uns bei eingehender Betrachtung mehr als nur die einfache Semantik ihrer Sätze. Denn was verbirgt sich hinter Begrüßungs- und Abschiedsformeln, was hinter ewig gleichen, standardisiert wirkenden Formulierungen? Was erfahren wir über die Sprachlosigkeit des Soldaten, was bleibt unausgesprochen?

Während des Ersten Weltkrieges sahen sich Soldaten wie auch ihre Familien hohen psychischen Belastungen ausgesetzt: Sie mussten den Tod von Kameraden oder Angehörigen verarbeiten, die Trennung von ihren Familienmitgliedern und ihrer Heimat ertragen und sich mit der wachsenden Einsicht in die Unsinnigkeit des eigenen Kampfes sowie der eigenen Machtlosigkeit arrangieren. In den Feldpostbriefen Heinrich Echtermeyers finden sich durchaus Nachweise für diese und andere Symptome seiner emotionalen Überlastung. Darüber hinaus lassen sich aus seiner Korrespondenz Verdrängungs- und Verarbeitungsstrategien herausarbeiten, mittels derer er sich den Alltag an der Front erträglich zu machen und die erlebten Schrecken zu bewältigen versuchte. Feldpost, das muss betont werden, war für die meisten Soldaten über weite Strecken des Ersten Weltkrieges die einzige Verbindung in die Heimat und damit zur vormals vertrauten Lebenswirklichkeit. Als eine Art Brückenschlag diente der Briefverkehr insbesondere dazu, den familiären Bezugsrahmen im fremden Kriegsalltag aufrecht zu erhalten und einen – für das Leben und Überleben an Front und Heimat elementaren – Informationsaustausch über die Gemüts- und Lebenslage zu ermöglichen. Die imaginierte Heimat fungiert als Rückzugsort. Als seine Familie ihm jedoch die Steuereinschätzung an seinen Frontposten nachsendet, bricht sich anlässlich dieser paradox anmutenden Situation Echtermeyers Verzweiflung Bahn.[8]

Im Zuge des Ersten Weltkrieges verließen zahlreiche Soldaten erstmals ihren Geburtstort, sahen sich mit fremden Kulturen, Landschaften und Menschen konfrontiert. Einige verloren jegliches Gefühl für die Zeit, versuchten diese veränderte Zeitwahrnehmung zu reflektierten – auch in der Hoffnung, so den

[8] Feldpostbrief vom 1. März 1917.

erlebten Übergang von Frieden und Krieg begreifen zu können. Für andere verschob sich durch das Fronterlebnis ihre Sinneswahrnehmung und ließ sie sensibler für die sie umgebende, bisher unbekannte Klang- und Naturwelt werden. Bei Echtermeyer hingegen scheint dies eher nicht zuzutreffen, bleibt die Fremde bei ihm doch fast unerwähnt. Dies zeigt, wie sehr er sich trotz aller Distanz noch immer in der Heimat verortete. Umso schwerer trafen ihn neben der vielfachen Konfrontation mit dem Tod seiner Kameraden Verlustnachrichten aus dem westfälischen Halverde. Die damit verbundene Trauer, die eine zusätzliche Herausforderung darstellte, die es zu meistern galt, ist bei Heinrich Echtermeyer nicht selten allein zwischen den Zeilen zu lesen.

Vor etwas mehr als hundert Jahren sehnte sich der Landwirt und Frontsoldat Heinrich Echtermeyer nach dem Ende des vier Jahre andauernden Krieges und seines mittlerweile zweijährigen Einsatzes: „[E]r doch mahl zu Ende geht, der Krieg, man wirds doch auch leid, den Elenden Mist, und Schwindel.“[9] Dass die „Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts“[10] in einem gut 2.000 Kilometer entfernten Salonwagen noch im gleichen Jahr tatsächlich ein Ende finden sollte, konnte er sich im nasskalten Zeltlager Tarnopols kaum vorstellen. Zwei Jahre zuvor begann seine Reise – und somit auch die vorliegende Edition – im thüringischen Nordhausen: „Teile mit das ich auf der Fahrt bin, seit Gestern Abend 10 Uhr, es wird wohl nach den Osten gehen.“[11]

[9] Feldpostbrief vom 26. Januar 1918.

[10] Ernst Schulin, „Die Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts“, in: Wolfgang Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse. München 1994, S. 3–27; siehe auch Wolfgang Mommsen, Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914–1918. Stuttgart 2002.

[11] Feldpostkarte vom 10. Juli 1916.

„Teile mit das ich auf der Fahrt bin, […] es wird wohl nach den Osten gehen."

Heinrich Echtermeyers Einsatz an der Ostfront des Ersten Weltkrieges

Max Möllering

Als der aus dem westfälischen Halverde stammende Landwirt Heinrich Echtermeyer im Mai 1916 als Landsturmmann[1] in das deutsche Heer eingezogen wird, dauerte der Erste Weltkrieg bereits fast zwei Jahre. Aus dem anfänglichen Bewegungskrieg war an den meisten Kriegsschauplätzen ein Stellungskrieg geworden. Auch im Osten, wo die Kriegsführung zunächst schon allein durch den höheren Materialeinsatz, die großen Distanzen und die schiere Länge der Grenze auf großflächige Operationen ausgelegt war, war die Front inzwischen zunehmend erstarrt. Der ursprüngliche Plan des deutschen Oberkommandos, zunächst Frankreich in wenigen Wochen zu besiegen und sich sodann mit allen Kräften Russland zuzuwenden, war schnell gescheitert. Der erhoffte Durchbruch im Westen war ausgeblieben, das verbündete Österreich-Ungarn wiederum hatte in der Schlacht um Galizien und der anschließenden Gegenoffensive in den Karpaten Anfang 1915 so hohe Verluste erlitten, dass eine deutsche Intervention erforderlich geworden war. Gemeinsam gelang es den verbündeten Streitkräften im Laufe des Jahres zwar, die russische Front zu durchbrechen und so weit in das Hinterland des Zarenreiches einzudringen, dass die russische Führung sich dazu genötigt sah, den „Großen Rückzug" zu befehlen,[2] doch hatte sich mit dem Herbst 1915 die Front stabilisiert. Zudem wurden immer mehr deutsche Truppen für den bevorstehenden Angriff auf Verdun abgezogen.

Der zu diesem Zeitpunkt bereits 41-jährige Heinrich Echtermeyer, der zwischen 1909 und 1911 seinen Wehrdienst in der 5. Kompanie des *Infanterie-Regiments Herwarth von Bittenfeld Nr. 13* absolvierte, wurde nun beim Ersatzbataillon des *Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 13* in Bocholt noch einmal militärisch geschult. Nach nur etwa zwei Monaten bekam er seinen Marschbefehl

[1] In den Landsturm konnten im Kriegsfall alle wehrpflichtigen Männer im Alter zwischen 17 und 45 Jahren eingezogen werden. Für eine erste Übersicht über das deutsche Rekrutierungssystem im Kaiserreich siehe die Internetpräsenz der Interessen- und Arbeitsgemeinschaft Weltkrieg 1914–1918 (AGW14–18).

[2] Siehe dazu Oliver Janz, 14 – Der große Krieg. Frankfurt am Main/New York 2013, S. 107.

und reiste, zunächst noch ohne sein Reiseziel zu kennen, wieder aus Bocholt ab. Seinem Bruder teilte er in einer Feldpostkarte vom 5. Juli 1916 mit, er werde wohl am folgenden Tag ausrücken. Zu diesem Zeitpunkt begann mit der Brussilow-Offensive die letzte Großoffensive des Zarenreichs. Deutsche und österreichische Truppen waren zu diesem Zeitpunkt an der Westfront (Verdun) beziehungsweise im Süden in Tirol gebunden, sodass es den russischen Truppen schnell gelang, die Stellungen der Mittelmächte zu durchstoßen und diese weit zurückzudrängen.



Abb. 1: Heinrich Echtermeyer (sitzend) im Kreis seiner Familie – Fotografie aus Familienbesitz

Angekommen im Osten wird Echtermeyer einer der Einheiten zugeteilt, die den russischen Vorstoß auffangen soll. Weit hinter der bereits durchbrochenen Front, auf der anderen Seite des ein natürliches Hindernis darstellenden Flusses Stochod, hat das *Landwehr-Infanterie-Regiment 39* (im Folgenden als LIR 39 abgekürzt) damit begonnen, Stellungen südöstlich des strategisch wichtigen Eisenbahnknotenpunktes Kowel zu bauen und zu verteidigen. Die Rückeroberung Kowels ist eines der Hauptziele der russischen Offensive. Dementsprechend rechnet die deutsche Heeresleitung hier auch mit heftigen Angriffen. Das Gelände der Gegend ist zum größten Teil durch den Stochod geprägt, der

sich in zahlreiche Seitenarme verästelt und in einer mehrere Kilometer breiten Sumpfniederung träge dahinfließt. Lediglich wenige kleine Sandinseln mit spärlichem Buschwerk finden sich in diesem Sumpf.[3] Der Bau und Unterhalt von befestigten Stellungen gestaltet sich entsprechend schwierig und arbeitsintensiv; Heinrich Echtermeyers 15. Kompanie des 4. Bataillons wird immer wieder zu dieser Arbeit herangezogen: „[W]ir hier in Graben immer den Nämlichen Dienst Posten stehn und Arbeit verbesserung der Stellung.“[4]

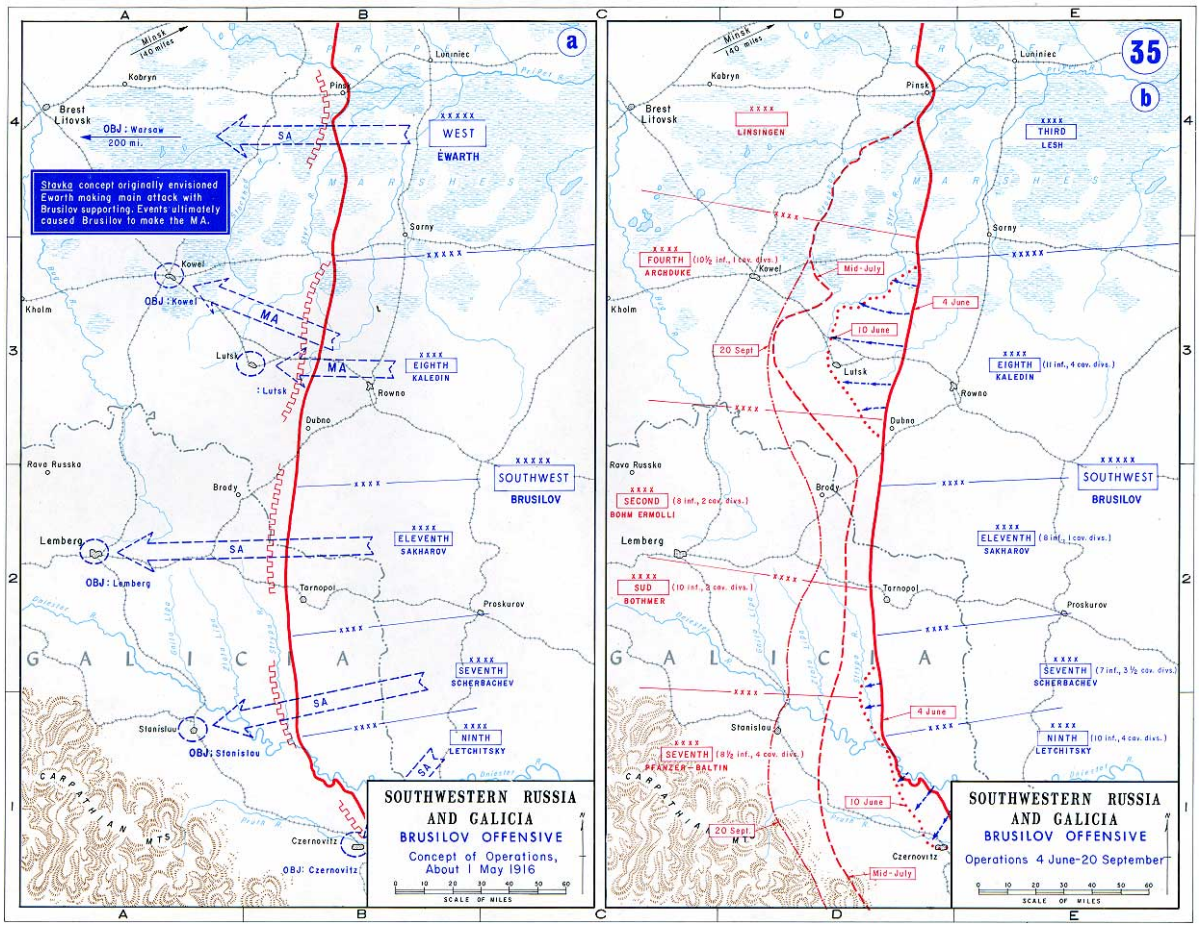


Abb. 2: Südöstliche Ostfront während der Brussilow-Offensive, online abrufbar unter http://de.wikipedia.org/wiki/Brussilow-Offensive#/media/File:EasternFront1916b.jpg

Nach großen Anfangserfolgen erlahmt die Brussilow-Offensive ab Mitte Juli zunehmend. Mit immensem Aufwand wird jedoch weiterhin versucht, Kowel einzunehmen. Dazu werden von russischer Seite große Mengen an Reserven und besonders kampfstarke Verbände herangezogen. Deshalb kommt es zwischen Juli und Anfang Oktober zu mehreren heftigen Angriffen auf die Stel-

[3] Hans Stockhausen, Geschichte des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 39. Berlin 1929, S. 317f.
[4] Feldpostkarte vom 11. Oktober 1916.

lungen vor Kowel.[5] Besonders schwere Angriffe in direkter Nachbarschaft zur durch Echtermeyers Einheit besetzten Höhe 186 westlich von Nowy-Mosor erfolgen ab dem 8. August. Zwar finden sich in Echtermeyers Feldpostbriefen und -karten nur selten konkrete Informationen über seinen Stationierungsort und die dortigen Ereignisse, doch erwähnt er just diese Geschehnisse in einem Feldpostbrief vom 20. August: „Da ist ziemlich Ruhig recht, und link war und sind viele Kämpfe, dan der Ruße versucht immer durch zu brechen, will auf Kowel zu [...].“[6] Alle Angriffe können jedoch abgewehrt werden. Kurz nachdem am 16. September der Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern den Frontabschnitt besucht, belegen die russischen Soldaten die Stellungen des LIR 39 zwei Tage lang mit Trommelfeuer und versuchen vereinzelte Infanterieangriffe, die jedoch ebenfalls abgewehrt werden können. Echtermeyer kommentiert diese Ereignisse allerdings nicht. Nüchtern heißt es dazu nur wenige Tage später allein: „der Ruße mach fast nichs“.[7]

Mitte September erfolgt schließlich eine Umstrukturierung des Regiments. Aus dem bisherigen 1. und 2. Bataillon des LIR 39 wird das neue *Landwehr-Infanterie-Regiment 430* geformt. Das bisherige 4. Bataillon, dem Heinrich Echtermeyer angehört, wird im Zuge dieser Umgestaltung zum neuen 2. Bataillon des LIR 39. Dort gehört Echtermeyer nun der 7. Kompanie an. Etwa einen Monat später berichtet Heinrich Echtermeyer seinem Bruder von einer neuen Aufgabe: Er müsse nun in der Küche helfen, zwei kleine Pferde versorgen und sei dafür zuständig, Lebensmittel und Baumaterial in die Stellungen zu fahren.[8] Seine Einheit verbleibt auf der Höhe 186, die nun den Abschluss des rechten Flügels des Abschnitts seines Regiments bildet. Von hier aus beobachten die Soldaten mit Sorge, wie ab dem 20. November der Stochod zufriert und damit den Feinden neue Angriffswege eröffnet. Zu größeren Kampfhandlungen kommt es jedoch weder im November noch im Dezember. Andauernder Stellungsausbau, Alarmübungen und Fortbildungen in Stoßtrupptaktiken sollen die gelangweilten und von Läusen geplagten Soldaten beschäftigen.[9] Auch Weihnachten und Neujahr vergehen ohne Kampfhand-

---

5 Norman Stone, „Brussilow-Offensive“, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz/Markus Pöhlmann (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2003, S. 394–396.

6 Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 20. August 1916. Mit „recht“ und „link“ ist „rechts“ und „links“ gemeint.

7 Feldpostbrief vom 20. September 1916.

8 Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostkarte vom 19. Oktober 1916.

9 Stockhausen, Geschichte des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 39, S. 360.

lungen. An den Festtagen werden vielmehr für die Soldaten mehrere Messen gelesen und Sonderrationen ausgegeben. Echtermeyer berichtet seinem Bruder von gutem Essen, einem Weihnachtsbaum und dem gemeinsamen Weihnachtsliedersingen mit einigen Kameraden. Nur eine der Messfeiern habe er nicht besuchen können.[10]



Abb. 3: Fotografie aus: Stockhausen, Geschichte des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 39, S. 351

In der Nacht vom 22. auf den 23. Januar 1917 wird das gesamte 2. Bataillon des LIR 39 zur Divisionsreserve abkommandiert und einige Tage später nach Stary-Dubrowa verlegt. Hier soll die Einheit im Verlaufe des Februars während heftigem Schneefall sechs neue Stützpunkte ausbauen. Von dieser anstrengenden Arbeit wird das 2. Bataillon erst Anfang März abgelöst und bei großer Kälte in Viehwaggons nach Chbultow[11] transportiert. Dort darf es einige Tage ausruhen, bevor die Mannschaften weiter ausgebildet werden. Dazu finden in den folgenden Wochen zahlreiche Übungen und Drills statt. Ob Heinrich Echtermeyer an diesen teilnehmen muss, ist nicht bekannt. An

[10] Feldpostbrief vom 25. Dezember 1916.
[11] In der direkten Nähe zu Wolodymyr-Wolynskyj und etwa 50 Kilometer von Kowel entfernt.

seinen Bruder schreibt er lediglich, er sei noch bei den Fahrern und würde direkt vom Bataillon aus verpflegt.[12]



Brückenkopf Swidniki, Stellung am Bahndamm und Stochod-Brücke

Abb. 4: Fotografie aus: Stockhausen, Geschichte des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 39, S. 343

Bald darauf kann er in den bereits lange ersehnten Urlaub. Vom 20. April bis zum 13. Mai ist er bei seiner Familie in Halverde. Als er zu seiner Einheit zurückkehren muss, befindet sich diese gerade zusammen mit dem inzwischen auch in Chbultow eingetroffenen 3. Bataillon des LIR 39 auf dem Marsch nach Süden. Auf dem Weg liegen die Einheiten kurzzeitig in Stellungen bei Kisielin,[13] wo ein Jahr zuvor mehrere große Schlachten stattgefunden haben und die Soldaten mehrere Massengräber zu sehen bekommen.[14] Am 27. Mai trifft das gesamte Regiment dann jedoch zur Unterstützung österreichischer Einheiten in Stojanow[15] ein. Die dortigen Verhältnisse werden in der Regimentsgeschich-

[12] Feldpostbrief vom 26. Mai 1916.
[13] Damit dürfte das Dorf Kysylyn, etwa 40 Kilometer westlich von Lutsk, gemeint sein.
[14] Von diesen Ereignissen wird in Stockhausen, Geschichte des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 39 auf S. 378 berichtet, Echtermeyer erwähnt sie jedoch nicht.
[15] Vermutlich ist das etwa 80 Kilometer nordöstlich von Lemberg gelegene heutige Stojaniv gemeint.

te als „sehr schön“ beschrieben.[16] Anders als in den vorhergehenden Stellungen gibt es hier keine Zerstörungen, die Einwohner sind nicht geflohen und die Verpflegung ist besonders gut. Dies erwähnt auch Echtermeyer explizit gegenüber seinem Bruder.[17] Schon am 2. Juli muss das Regiment sein Quartier jedoch wieder räumen. Mit einem kurzen Zwischenhalt als Regimentsreserve in Oblapy[18] wird das LIR 39 zur Ablösung des *2. Kurhessischen Infanterie-Regiments Nr. 82* zurück an die Front bei Uwin beordert. Echtermeyers Kompanie bezieht hier um den 9. Juli ein Quartier im Wald nördlich des Dorfes. Den deutschen und österreichischen Einheiten gegenüber liegen sehr gut ausgebaute russische Stellungen. Echtermeyers Einheit wird in den folgenden Wochen erneut hauptsächlich für den Stellungsausbau eingesetzt. Ab dem 15. August besetzt dann das 3. Bataillon die Gräben, ist jedoch kaum noch in Kampfhandlungen verwickelt. Vielmehr kommt es immer häufiger zu friedlichen Begegnungen mit offenbar kriegsmüden russischen Soldaten.[19] Trotzdem ereignen sich immer wieder Schusswechsel und Beschießungen der deutschen Stellungen, die Opfer fordern.

Ab dem 15. Oktober ist Heinrich Echtermeyer wieder der Reserve zugeteilt und muss für einige Tage im Stellungsausbau arbeiten, bevor am 24. Oktober das gesamte Regiment nach Tarnopol[20] verlegt wird. Dort sollen rückwärtige Stellungen und Quartiere angelegt beziehungsweise vorhandene ausgebaut, die verbleibende Zeit zur weiteren Ausbildung der Soldaten genutzt werden. Nach und nach müssen jedoch immer mehr der jüngeren Offiziere und Mannschaften das Regiment verlassen und werden an die Westfront versetzt. In den Stellungen bei Tarnopol bleibt Echtermeyer etwas länger als einen Monat, dann wird das Regiment erneut verlegt und soll nun Einheiten am etwas weiter nördlich der bisherigen Stellung gelegenen kleinen Sereth[21] ablösen.

Ob Heinrich Echtermeyer diesen Ort erreicht oder wo er im Weiteren eingesetzt ist, bleibt unklar. Die Absenderadresse seines Feldpostbriefes vom

---

16 Stockhausen, Geschichte des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 39, S. 380.
17 Feldpostbrief vom 1. Juli 1917.
18 Es dürfte sich dabei um das nur wenige Kilometer nördlich von Kowel gelegene Dorf Oblapy handeln.
19 Zu diesem Zeitpunkt war die nach der russischen Oktoberrevolution gestartete Kerenski-Offensive gescheitert; die russische Armee befand sich zunehmend in Auflösung. Siehe dazu Gerd Krumeich, „Kerenski-Offensive“, in: Hirschfeld/Krumeich/Renz/Pöhlmann, Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 612f.
20 Echtermeyers Kompanie wird etwa 30 Kilometer nordwestlich der heutigen Stadt Ternopil einquartiert.
21 Ein Zufluss des Sereth, der selbst ein Nebenfluss der Donau ist.

29. November 1917 trägt nicht mehr das Kürzel des LIR 39, sondern das des *3. Landsturm-Infanterie-Ersatz-Bataillons des XV. Armeekorps*. Einheiten dieses Korps waren Ende 1917 an der Westfront eingesetzt. In seinen Briefen und Karten berichtet Echtermeyer an seinen Bruder jedoch weiter von seinem Einsatz im Osten. Auch seine letzte überlieferte Nachricht vom 2. November 1918 dürfte von der Ostfront stammen. Die Ortschronik von Halverde berichtet jedenfalls von seiner Rückkehr aus der Ukraine im Frühjahr 1919.[22]

[22] Gemeinde Hopsten (Hg.)/Marielies Saatkamp (Red.), Halverde 1189–1989. Ein Gang durch die Ortsgeschichte. Ibbenbüren 1989, S. 111.

Feldpostkarte, 11. Mai 1916

Absender:

Landstr *[Landsturmmann]* Echtermeyer
Ersatz Bata *[Bataillon]*
13 Landw. *[Landwehr]*
2 Kompanie
Bocholt

An

Herrn B. Echtermeyer
in Halverde
bs *[Bauerschaft]*[*] Hopsten
(Straße und Hausnummer) Kr. *[Kreis]* Tecklenburg[**]

Bocholt den 11.5.1916

Lieber Burder *[Bruder]*[***]!

da ich gerade Zeit so will ich dir paar Worte schreiben Ich bin noch gut Gesund, und solches von Euch hoffe. Bis jetzt können wir noch recht[****] aushalten, jetzt wir zwei Tage Arbeit Dienst gehabt. Bitte Schreibe doch mahl wieder, wie es Euch doch geht, und mein Angehörigen, es ist ja, es wen du nicht mehr schreiben kannst. Es grüß dein B

Heinrich

---

[*] Eine ländliche Siedlungsform, die für den niedersächsich-westfälischen Sprachraum nicht untypisch ist; meist lediglich aus wenigen Höfen bestehend.

[**] Insofern auch die Briefumschläge überliefert sind und sich die Absenderadresse verändert hat, wurden die Postangaben ebenfalls transkribiert.

[***] In fast allen Feldpostbriefen und -karten schreibt Echtermeyer „Burder“ anstelle von „Bruder“. Zur besseren Lesbarkeit haben wir uns in diesem Falle dazu entschieden, auf eine Kennzeichnung zu verzichten und stillschweigend in „Bruder“ korrigiert.

[****] Im Original unleserlich.

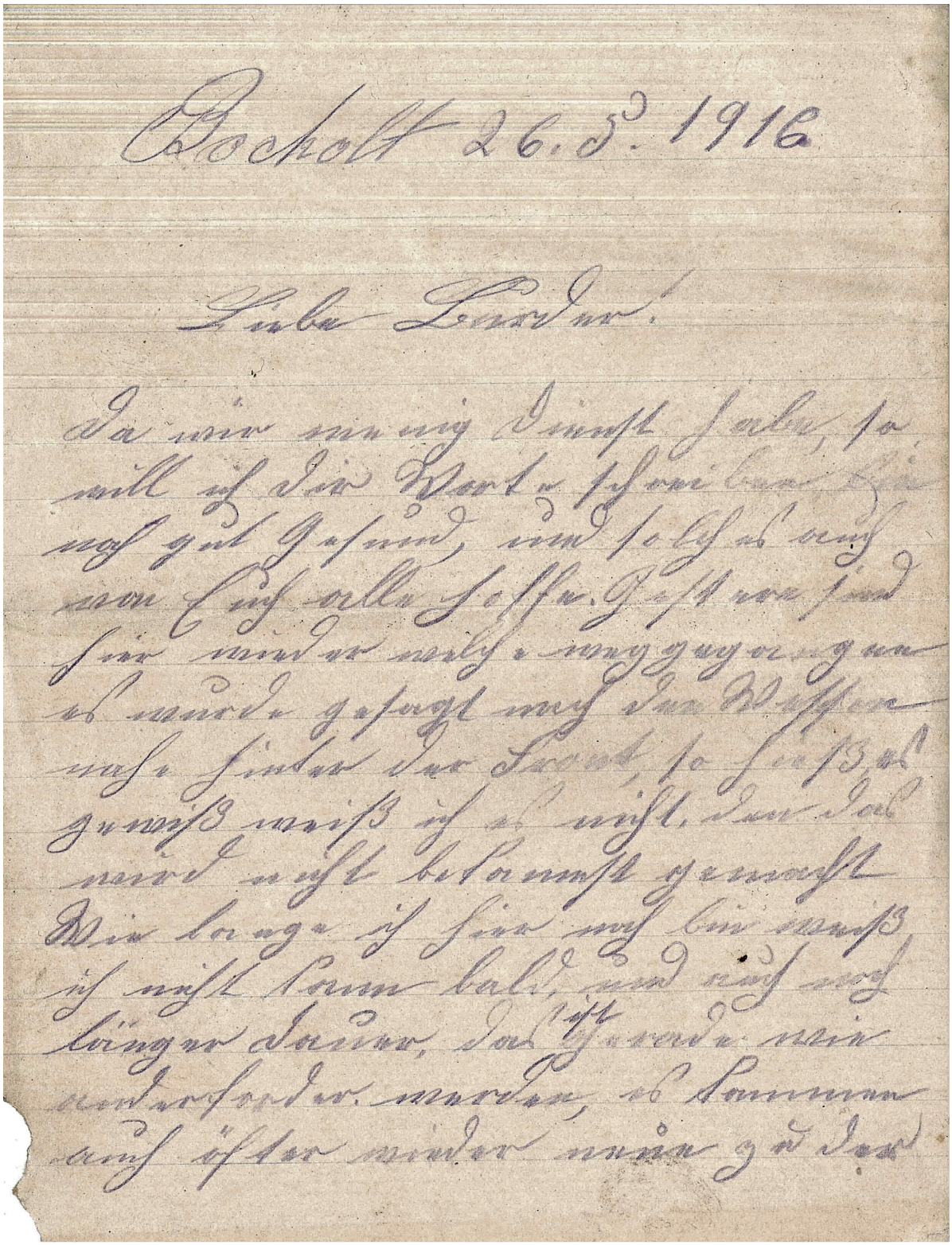
Feldpostbrief, 26. Mai 1916

Bocholt 26.5.1916

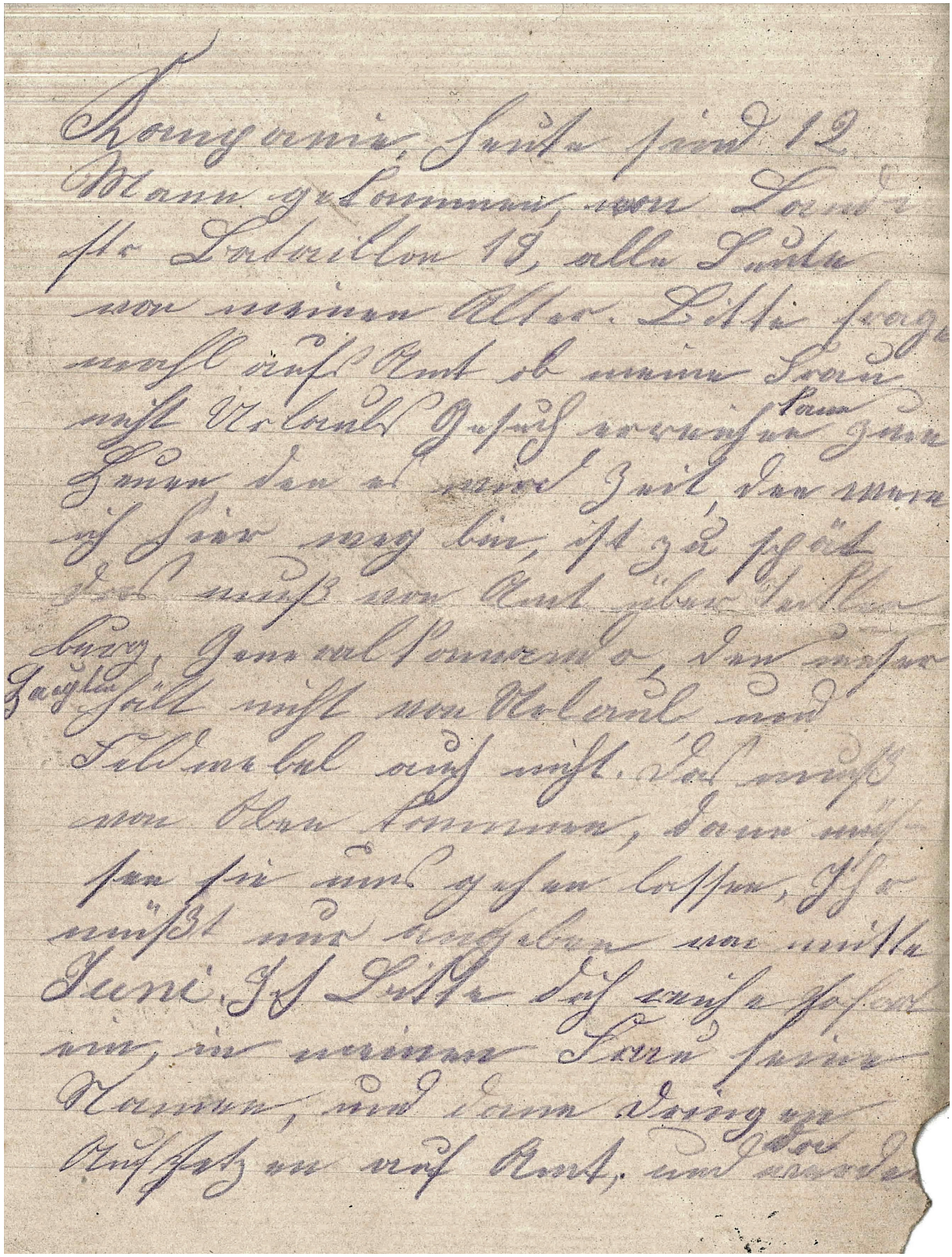
Lieber Bruder!

Da mir wenig Dienst habe, so will ich dir Worte schreiben, bin noch gut Gesund, und solches auch von Euch alle hoffe. Gestern sind hier wieder welche weggegangen es wurde gesagt nach den Waffen nach. hinter der front, so hieß es gewiß weiß ich es nicht, den das wird nicht bekannt gemacht. Wie lange ich hier noch bin weiß ich nicht kann bald, und auch noch länger dauer, das [*ergänzt:* ist] gerade wie anderforder *[unterfordert]* werden, es kommen auch öfter wieder neue zu der Kompanie, heute sind 12 Mann gekommen, von Land-str Bataillon 19, alle Leute von meinen Alter. Bitte frag, mahl aufs Amt ob meine Frau nicht Urlaubs Gesuch erreichen [*ergänzt:* kann] zum Heuen, den es wird Zeit, den wenn ich hier weg bin, ist zu spät das muß von Amt über Tecklenburg, Generalkomando, den unser Hauptm hält nicht von Urlaub, und Feldwebel auch nicht, das muß von Oben kommen, dann müssen sie uns gehen lassen, Ihr müßt nur angaben von mitte Juni. Ich Bitte dich reiche sofort mir, in meiner Frau seine Namen, und dann dringen Aufsetzen auf Amt, und [*ergänzt:* dort] werden sie auch wissen wo sie es an ein reichen müssen. Meine Frau schrieb ob sie den Bullen in die Weide täte, wenn dir das dünkt so laß sie das nur machen, Ich Bitte hilf Ihr so gut zu recht wie du kannst. Auch von freiwillich Speck abgeben, das nicht machen, den ich kann hier gut was gebrauchen. Nun will schießen *[schließen]* und hoffe das ~~das~~ du bald wieder schreibst, wie es meiner Frau geht, und mit das Urlaub Gesuch ist

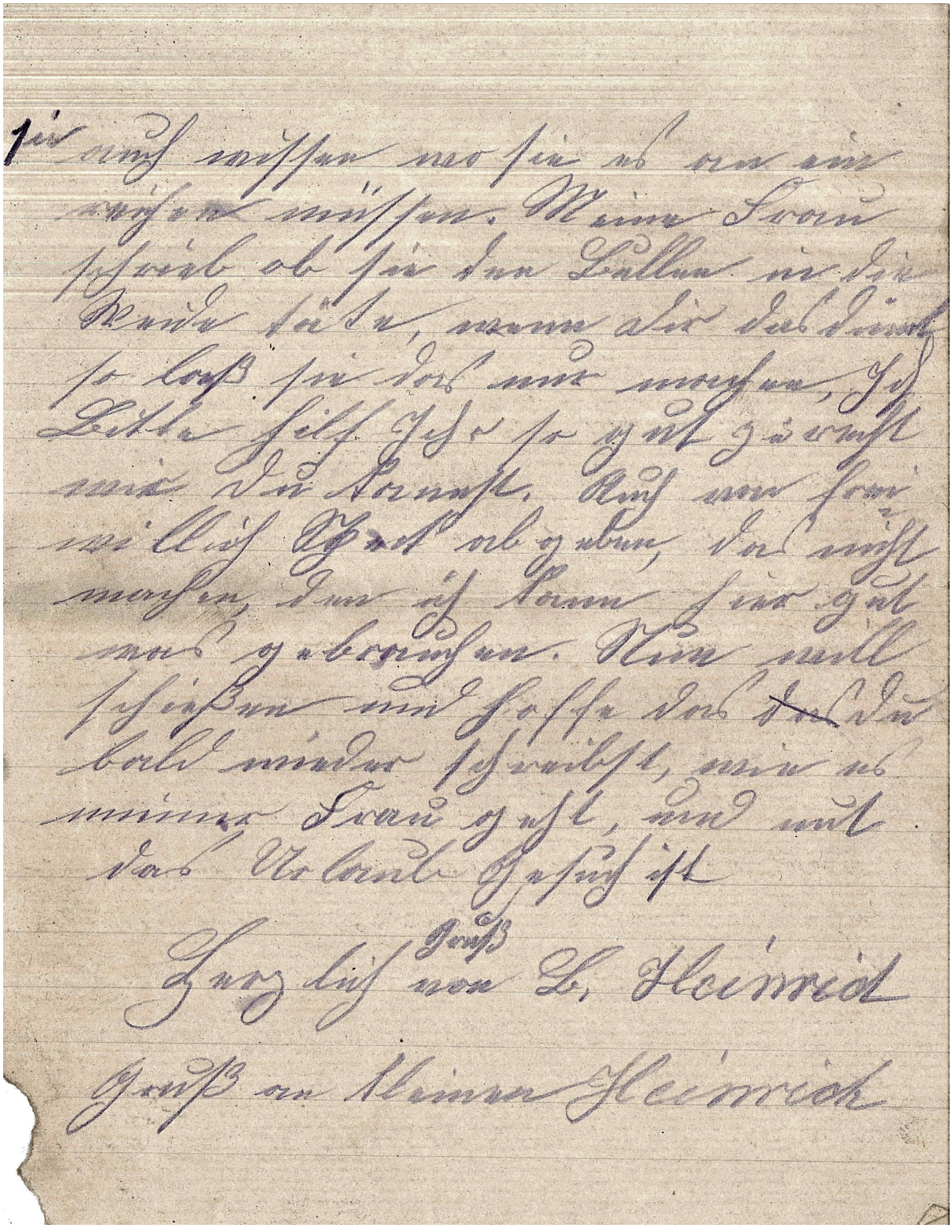
Herzlich [*ergänzt:* Gruß] von B. *[Bruder]* Heinrich
Gruß an kleinen Heinrich



Faksimile 1: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 26. Mai 1916, S. 1



Faksimile 1: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 26. Mai 1916, S. 2



Faksimile 1: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 26. Mai 1916, S. 3

Die Vermittlerrolle des Bruders

Leonie Volmer

In der Arbeiterschicht führte die kriegsbedingte Abwesenheit der Männer nicht selten zu einschneidenden Veränderungen in der Familienstruktur, aus der die Frauen zumindest phasenweise gestärkt hervorgingen.[1] Anders war dies hingegen in den bäuerlichen Schichten. Die Frau war schon immer als feste Familienarbeitskraft mit eingeplant, das verdiente Geld Familienlohn. Gravierende Änderungen in der Familienstruktur blieben daher aus, als die Männer in den Krieg zogen und die Frauen mit der Aufgabe, die Familie zu versorgen, zu Hause zurückblieben. Trotz allem fehlte eine Arbeitskraft. Heinrich Echtermeyer verließ sich darauf, dass sein Bruder Bernhard zumindest einen Teil seiner Rolle auf dem heimatlichen Hof in Halverde übernahm, wie aus seinen Briefen deutlich hervorgeht: „[Ich] Bitte Dich, hilf meiner Frau so gut zurecht wie Du kannst […].“[2] Solche und ähnliche Wendungen finden sich in seinen Feldpostsendungen immer wieder.

Es ist auffallend, wie häufig Echtermeyer in diesen Briefen und Postkarten an seinen Bruder von seiner Frau schreibt. Er erwähnt sie – meist in Form von „meine Frau“, „sie“ oder „ihr“ – insgesamt 69-mal in 54 Feldpostsendungen. Dies bedeutet allerdings keineswegs, sie wäre in jeder Nachricht Thema. Vielmehr schreibt Echtermeyer wenigstens 23-mal an seinen Bruder, ohne dabei explizit über seine Frau zu sprechen. Doch handelt es sich bei diesen Schreiben größtenteils um eher knapp gehaltene Statusmeldungen via Postkarte, in denen er kurz und bündig von „allen“ zu Hause spricht. Nur 14 der Erwähnungen finden sich in Postkarten, wohingegen 55 in Briefen zu finden sind. In den beiden einzigen Briefen ohne konkrete Erwähnung seiner Ehefrau gerät Heinrich Echtermeyer derart in Rage – zum einen wegen der ihm an die Front gesandten Steuereinschätzung, zum anderen aufgrund einer ausgebliebenen Telegrammsendung nach dem Tod seiner Schwester Maria –, dass er mit seinen Gewohnheiten zu brechen scheint.

---

1 Hier und im Folgenden Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918. Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1999 [1990], S. 43.

2 Feldpostkarte vom 19. Juli 1916.



Abb. 5: Bernhard und die gemeinsame Schwester Maria Echtermeyer

Durch Echtermeyers Abwesenheit von Haus und Hof lasten Verantwortung und Arbeit allein auf den Schultern seiner Frau. Die vorher durch ihren Mann übernommenen Aufgaben muss nun sie tragen. Umso mehr bemüht sich Heinrich Echtermeyer jedoch, aus der Ferne den Hof zu leiten. Dabei spannt er seinen Bruder häufig mit ein und erhofft sich von diesem, er möge seiner Frau mit Rat und Tat zur Seite stehen. Zwar vertraut Echtermeyer im Allgemeinen dem Urteil seiner Frau und weist auch seinen Bruder an, sie ruhig ‚machen zu lassen',[3] trotzdem baut er auf die brüderliche Unterstützung. So solle dieser ein Auge auf seine Frau haben und auf die Versorgung der Familie achten. Nicht weniger als sieben Mal fordert Echtermeyer den Bruder auf darauf zu achten, dass seine Frau „doch was zu Essen behält".[4] Dies lässt sich größtenteils mit seiner Sorge um die Familie erklären. Aber auch die patriarchalischen Strukturen der damaligen Zeit mögen eine Rolle gespielt haben. Der Mann war und blieb das Familienoberhaupt. Er war derjenige, der die Entscheidungen traf.[5]

Neben diesem Wachen über das Wohl der Familie und dem Erhalt der Landwirtschaft, setzt Echtermeyer auch in organisatorischen und rechtlichen Belangen stark auf die Hilfe des Bruders. Wie wichtig ihm dessen Beistand in diesen Angelegenheiten ist, zeigt sich an der schieren Häufigkeit des von ihm angesprochenen Themas der Hofarbeit, das er nur wenig seltener thematisiert als das für ihn so zentral erscheinende Thema des Fronturlaubs.[6] Dabei zeigt sich, wie sehr Echtermeyer darauf setzt, dass sein Bruder und seine Frau zusammen arbeiten oder sogar Gesuche doppelt einreichen. Denn offenbar richtet er viele Bitten an beide gleichzeitig und übermittelt wiederholt auch Informationen an Bruder wie Ehefrau. Es scheint, als fürchte er, seine Nachrichten könnten ihr Ziel nicht erreichen.[7]

Eine besondere Herausforderung stellt die Konfrontation mit der an ihn übersandten Steuereinschätzung dar. Er gibt deutlich zu verstehen, diese an der Front nicht vollständig ausfüllen zu können.[8] Umso wichtiger ist ihm hier die

---

[3] Feldpostbrief vom 26. Mai 1916.
[4] Feldbostbriefe vom 7. November 1916 (an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin), 25. Dezember 1916, 18. Januar 1917, 20. März 1917, 12. April 1917, 26. Januar 1918 und 24. Juli 1918.
[5] Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918, S. 49.
[6] Das Thema Urlaub/Entlassung wird insgesamt 15-mal angesprochen, die Arbeit auf dem Hof wiederum 13-mal. Siehe dazu den Kommentar von Lukas Boch und Michael Boch in diesem Buch.
[7] Beispielsweise Feldpostkarte vom 30. August 1916: „[…] schon Karte und Brief geschickt aber keine Rückantwort ob sie aber gekommen sind."
[8] Feldpostbrief vom 1. März 1917.

tatkräftige Unterstützung seines Bruders – vor allem, da ihm die Abgaben zu hoch erscheinen.[9] Es scheint dies auch der Bereich zu sein, in dem er in die Fähigkeiten seiner Frau nicht allzu großes Vertrauen setzt. So schreibt er am 25. Juli 1917: „Und schreibe mir […] wie es mit die Steuer ist wieviel sie höher gekommen ist, sie [Echtermeyers Frau] hat davon geschrieben, kann da nicht aus Klug werden."[10] Auch an anderen Stellen bittet er den Bruder, seiner Frau mit den Angaben zu helfen.

Durch die gängigen großfamiliären Strukturen war Heinrich Echtermeyers starke Einbeziehung seines Bruders wahrscheinlich selbstverständlich. Da der Hof die Existenzgrundlage der Familie darstellt, ist es nicht verwunderlich, dass Echtermeyer von seinem Bruder erwartet, er möge den Betrieb am Laufen halten.

[9] Feldpostbrief vom 26. Januar 1918.
[10] Feldpostbrief vom 25. Juli 1917.

Feldpostkarte, 4. Juni 1916

Bocholt den 4.6.1916

Lieber Bruder!

Ich freue mich der besten Gesundheit, solches von Euch hoffe. die Frucht steht hier gut, und gutes Gras. Wie sie mir von Haus geschrieben haben ist Hermann auch in Urlaub. Gesuch für mich, werd Ihr ja wohl eingereicht habe, hoffenlich komme ich dann auch mahl auf Urlaub. Bittet schreibet wohl wieder was da bei Euch neues gibt und wie lange H. *[Hermann]* Urlaub hat. Kann meiner Frau wohl etwas helfen. Gruß freundlich dein B. *[Bruder]*
Heinrich

Feldpostkarte, 14. Juni 1916

Bocholt den 14.6.1916

Lieber Bruder!

Da Ihr nichts von Euch hören laßt, so will Dir gern Worte schreiben. Hier nichts neues, bloß alles Tage Regen. Vielleicht werde ich wohl bald in Urlaub kommen, wohl nächster Woche. Ich habe jetzt um die andern Nacht Dienst auf Patrolliere des Tags dann nicht viel Dienst. Nun hoffe Ich das Ich bald herüber komme, und dann Mündlich mehr sprechen können

Es grüßt dein Burder *[Bruder]*
Heinrich

Feldpostkarte, 5. Juli 1916

Bocholt den 5.7.1916.

Liebe Bruder u Schwägerin

Teile Euch *[mit]* das am 6. ten ausrücken, wohin, nicht bekannt. Bitte tröstet, und sorge für Frau und Kinder. Auf fröhliches Wiedersehen, und gedenk meiner in Gebete. Herzlichen Gruß von dein Bruder Heinrich

Gruß an Heinrich*

Feldpostkarte, 9. Juli 1916

Absender:

Dienstgrad Landstr [Landsturmmann]
Name Echtermeyer
13 *Bataill.* [Bataillon]
7 *Komp.* [Kompanie]
Besondere Formationen (Flieger, Funker usw.)
Bei diesen ist die Armee oder die Etappeninspektion anzugeben.
Bocholt

An

Herrn B. Echtermeyer.
in Halverde.
bs. [Bauerschaft] Hopsten
in Kr. [Kreis] Tecklenburg.

Bocholt 9.7.1916

Liebe B. *[Bruder]* und Schwägerin

Teile Euch mit das wir heute Abend ausrücken, Bitte sofort zu schreiben wenn Du die Neue Addre. *[Adresse]* hast, kann wohl 14 Tage Dauer. Bitte tröste meine Frau u. Kinder.

* Hier ist offenbar Heinrich Echtermeyers gleichnamiger Neffe gemeint.

Herzlichen Gruß an Euch und Kinder. Lebet wohl, auf wiedersehen.
Betet.*

Feldpostkarte, 10. Juli 1916

Nordhausen 10.7.1916

Lieber Bruder!

Teile mit das ich auf der Fahrt bin, seit Gestern Abend 10 Uhr, es wird wohl nach den Osten gehen. Wir haben jetzt hier Mittag gegeßen, sind In Nordhausen.

Herzlicher Gruß dein Bruder
Heinrich
[*schräg seitlich geschrieben:* Auf Wiedersehen]

Feldpostkarte, 16. Juli 1916

Absender:

Dienstgrad Landstr. *[Landsturmmann]*
Name Echtermeyer
Landw Inf *Regt. Nr.* 39 *[Landwehr-Infanterie-Regiment]*
4 *Bataill. [Bataillon]*
15 *Komp. [Kompanie]*

Besondere Formationen (Flieger, Funker usw.)
Bei diesen ist die Armee oder die Etappeninspektion anzugeben.
Kowel.

An

Herrn B. Echtermeyer.
in Halverde
Kr. *[Kreis]* Tecklenburg

* Echtermeyer unterzeichnet hier tatsächlich nicht, sondern setzt lediglich die Aufforderung „Betet".

in Regierung Münster
Wohnung Straße und Hausnummer Pro. *[Provinz]* Westfalen

Geschrieben den 16.7.1916

Liebe B. *[Bruder]* und Schwägerin

Bin jetzt an Stellung angekommen, weit in Russland hinein, wollen doch hoffen das ich ein mahl in die l. *[liebe]* Heimat zurück kommen Heute Abend rücken wir in Stellung. Es grüß dein Bruder Heinrich [*seitlich, waagrecht ergänzt:* Schreibe bald]

Landwehr Inf. Reg. 39 *[Infanterie-Regiment]*
15 Kompanie
Deutsche Feldpost Station 202
Kowel Osten.

Feldpostkarte, 19. Juli 1916

Absender:

Dienstgrad Landstr *[Landsturmmann]*
Name Echtermeyer.
Landw. Inf. *Regt. Nr.* 39 *[Landwehr-Infanterie-Regiment]*
4 *Bataill. [Bataillon]*
15 *Komp. [Kompanie]*

Besondere Formationen (Flieger, Funker usw.)
Bei diesen ist die Armee oder die Etappeninspektion anzugeben.

Feldpost Station
Kowel. 202

An

Herrn B. Echtermeyer
in Halverde
Kr. *[Kreis]* Tecklenburg.
in Pro. *[Provinz]* Westfalen.

Geschrieben den 19.7.16.

Liebe Bruder!

Ich teile Dir mit das ich noch gut Gesund [*ergänzt:* bin] und solches auch von *[Euch]* hoffe. Ich bin weit in Rußland hinein, ist doch ein Ödes Land, ist hier bis jetzt eine Ruhige Stellung. Bitte Dich, hilf meiner Frau so gut zurecht wie Du kannst, den Urlaub solls wohl sofort wohl nicht geben. Wollen aber doch hoffen das es bald Friede wird, schreibe was Ihr da hört, hier im Graben hört man nichts. Es grüß dein Bruder Heinrich

Auf ein Fröhliches Wiedersehen

Feldpostkarte, 29. Juli 1916

Geschrieben 29.7.1916

Liebe Schwägerin![*]

Dein Brief habe ich erhalten, und sehr erfreut. Ich bin noch Gesund, und hoffe ich auch von Euch. Hier ist jetzt trocken, und sehr heiß. Hier ist der Roggen reif wird fiel vertreten, und alle wohl nicht geerntet werden, den es ist schlimm wo der Krieg wühlt. Wollen doch hoffen das bald schluß wird, den hier wird man nichts von gewahr, Sonntag oder Montag. Nun hoffe ich, das du bald wieder schreibsts, und wie es meine Frau und Kinder geht. Es grüßt dein Sch. *[Schwager]* H. Echtermeyer.
[*An die Seite geschrieben oben rechts:* Auf Wiedersehen Betet]

Feldpostkarte, 12. August 1916

Absender:

Dienstgrad Landstr. *[Landsturmmann]*
Name Echtermeyer.
Land Inf *Regt. Nr.* 39 *[Landwehr-Infanterie-Regiment]*
4 *Bataill. [Bataillon]*
15 *Komp. [Kompanie]*

[*] Dies ist die einzige Feldpost, die Echtermeyer allein an seine Schwägerin adressiert.

Besondere Formationen (Flieger, Funker usw.)
Bei diesen ist die Armee oder die Etappeninspektion anzugeben.

Deutsche Feldpost Station
Kowel 202

An

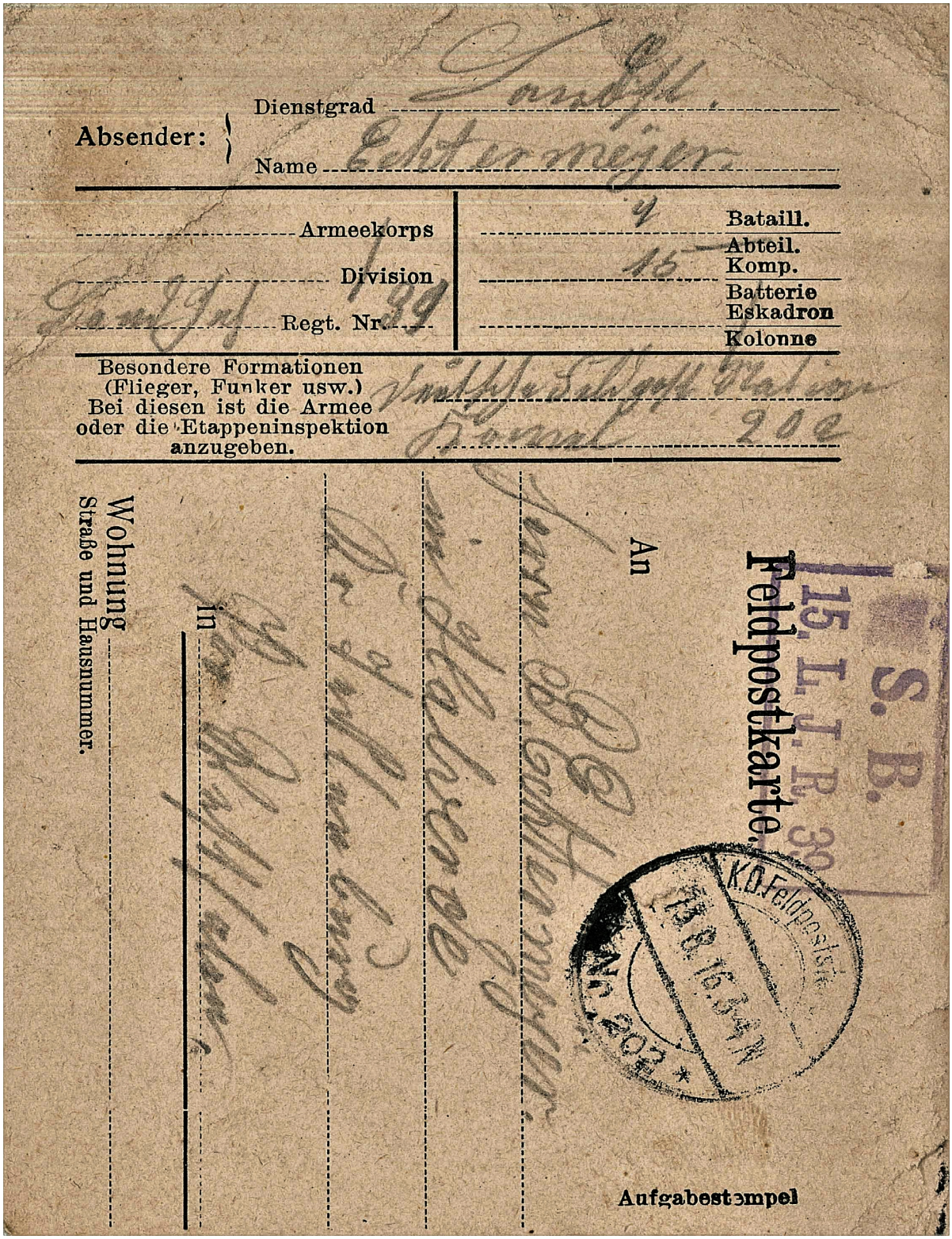
Herrn B. Echtermeyer.
in Halverde
Kr. *[Kreis]* Tecklenburg
in Pro. *[Provinz]* Westfalen.

Geschrieben 12.8.1916

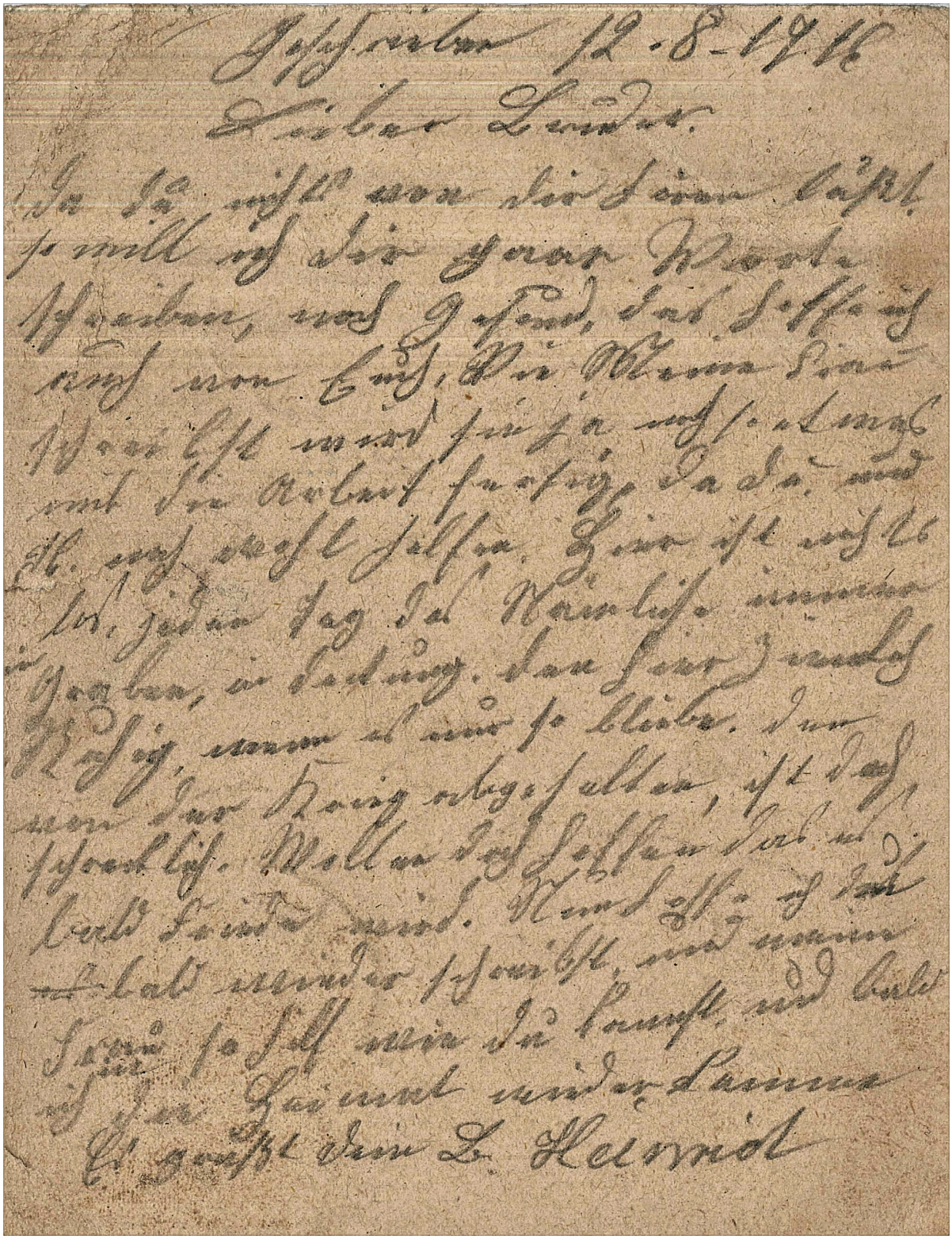
Lieber Bruder.

Da du nichts von dir hören lässt so will ich dir paar Worte schreiben, noch gesund, das hoffe ich auch von Euch, Wie Meine Frau schreibst wird sie ja noch so etwas mit die Arbeit fertig, da du, und H.* noch wohl helfen. Hier ist nichts los, jeden Tag das Nämliche immer [*ergänzt:* in] Graben, in deckung. dan hier ziemlich Ruhig, wenn es nur so bliebe. Den von der Krieg abgehalten, ist doch schrecklich. Wollen doch hoffen das es bald Frieden wird. Nun hoffe ich du ~~es~~ bald wieder schreibst, und meine Frau so hilf mir du kommst, und bald ich [*ergänzt:* in] die Heimat wiederkomme
Es grüßt Dein B. *[Bruder]* Heinrich

* Möglicherweise ist hier der Neffe von Heinrich Echtermeyer gemeint, ebenfalls mit Namen Heinrich.



Faksimile 2: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostkarte vom 12. August 1916, Vorderseite



Faksimile 2: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostkarte vom 12. August 1916, Rückseite

Vertrautheit in der Fremde?

Die Wahrnehmung der Fremde an der Ostfront

Laura Maring

„Gerade in der Wahrnehmung der deutschen Besatzungsgebiete in Osteuropa waren", so Jörn Leonhard in seiner monumentalen Synthese zum Ersten Weltkrieg, „die Semantiken und Vokabulare von Unsicherheit und Entfremdung in einem als unzivilisiert empfundenen Raum gekennzeichnet."[1] Vor dem Hintergrund dieser These bekommt die Suche nach Äußerungen zur Wahrnehmung der Fremde durch deutsche Soldaten, die im Zuge des Ersten Weltkrieges an der Ostfront stationiert waren und sich über Feldpostsendungen ihren Verwandten in der Heimat mitteilten, noch mehr Gewicht. Auch Heinrich Echtermeyer – seit 1916 in Wolhynien, im Nordwesten der heutigen Ukraine stationiert – sah sich mit der Herausforderung einer fremden Umgebung konfrontiert, mit der er nur schwer zurechtkam.

Der Versuch, diese Konfrontation in seinen an den Bruder Bernard adressierten Briefen und Feldpostkarten wiederzufinden, gestaltet sich indes als schwierig: Denn explizite Beschreibungen der fremden Umgebung finden sich in den Schriftstücken nur selten. Ebenso schreibt Heinrich Echtermeyer nur wenig über die Menschen vor Ort, mit denen er möglicherweise in Kontakt kam. Und dennoch gewährt er uns bei genauerer Analyse seiner Feldpost tiefe Einblicke in seine Wahrnehmung der Fremde: Denn der Halverder Landwirt bedient sich einer Vielzahl an Distanzbegriffen, die zwar sprachlich nur sehr vage Bezug auf die fremde Umgebung nehmen, sich jedoch in über 80 Prozent seiner Briefe wiederfinden. Dabei dominiert die sprachliche Kennzeichnung „hier" für die Fremde, die uns in 47 von insgesamt 57 Schriftstücken begegnet. Aber auch die explizite Nennung des Landes „Rußland", einiger weniger Ortsnamen und der Substantive „Ferne" sowie „Weite", die in jeder zehnten Feldpostsendung Echtermeyers Verwendung fanden, können als sprachliche Mittel zur Kennzeichnung des Fremden gedeutet werden.

Wenngleich seine Äußerungen auf inhaltlicher Ebene auch nur wenig über seine Begegnung mit der für ihn unbekannten Umgebung verraten, so lässt sich bei Betrachtung ihres Kontextes dennoch auf die jeweilige Funktion

[1] Jörn Leonhard, Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs. München 2014, S. 589.

rückschließen, die sowohl die Distanzbegriffe, als auch die Form der indirekten Beschreibung des Fremden für Echtermeyer auszuüben scheinen. Charakteristisch für den Gebrauch des Wortes „hier" ist insbesondere folgende Passage, die sich in einer Karte vom 12. August 1916 wiederfindet: „Hier ist nichts los, jeden Tag das Nämliche immer in Graben, in deckung. dan hier ziemlich Ruhig, wenn es nur so bliebe."[2]

Echtermeyer nutzt diese Formulierung wiederholt, um seiner Familie in der Heimat zu vermitteln, dass er sich an einem Frontabschnitt befindet, der nur selten lebensbedrohlich erscheint.[3] So kann er etwaige Sorgen um sein Wohlergehen entkräften und seine Angehörigen beruhigen. Häufig steht das Lokaladverb zudem in Verbindung mit der Klage über mangelnden Informationsfluss an der Front, Wetterbeschreibungen und der Beschwerde über unveränderte Routinen. So berichtet Echtermeyer häufig, es sei „hier alles so bei alten",[4] moniert, dass niemand in seinem Umfeld wisse, „was eigenlich los ist",[5] und nimmt Bezug auf Gegebenheiten, die auch seine Verwandten in der Heimat aus ihrem Alltag nachvollziehen können.

Dies deckt sich mit den jüngsten Erkenntnissen aus der Feldpostforschung. Denn offenbar versuchten zahlreiche Soldaten die häufig aus dem Fronteinsatz resultierende Distanz und Entfremdung von ihrer in Deutschland verbliebenen Familie mittels Feldpostbriefen zu überbrücken.[6] Auffällig ist in diesem Zusammenhang daher auch der von Echtermeyer immer wieder hergestellte Gegensatz zwischen den Begriffen „hier" und „Heimat", der sich zudem größtenteils im Antagonimus „hier" und „Deutschland" beziehungsweise „Rußland" und „Heimat" widerspiegelt.[7] Echtermeyer lässt in jedem dritten seiner Schreiben auf einen Satz, der Bezug auf sein Dasein an der Ostfront nimmt,

---

2 Feldpostkarte vom 12. August 1916.

3 Echtermeyer bricht jedoch aus diesem Erzählmuster aus, als die Sicherheit, die er mit seiner Schilderung vermitteln will, dazu führt, dass seine Familie seine Situation an der Front unterschätzt und ihn außer Lebensgefahr wähnt. Insbesondere das Einsenden der Steuereinschätzung an seinen Frontposten veranlasst ihn dazu, wenigstens einmal auf die dauerhaft anwesende Gefahr seiner Soldatentätigkeit hinzuweisen.

4 Feldpostkarte vom 4. Januar 1917.

5 Feldpostbrief vom 12. April 1917.

6 Siehe diesbezüglich Clemens Schwender, „Feldpost als Medium sozialer Kommunikation", in: Veit Didczuneit/Jens Ebert/Thomas Jander (Hg.), Schreiben im Krieg, Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege. Essen 2011, S. 127–138, hier S. 127. Immer wieder taucht das Motiv der Heimat in Feldpostbriefen als eine Art Rückzugsort auf.

7 Der Begriff „Deutschland" wird von Echtermeyer jedoch oftmals auch als negativ konnotierter, politischer Begriff verwendet. Siehe dazu die Kommentare von Hanna Lena Hertzel und Lucinda Jäger in diesem Buch.

mehrere Sätze folgen, die Erinnerungen und Wünsche an seine Familie im Münsterland thematisieren. Besonders deutlich tritt dieser Gegensatz zutage, als sich Echtermeyer bewusst wird, wie wenig er an der Front ausrichten kann und wie viel nützlicher er auf dem heimischen Hof wäre:[8] „Könnte man doch jetzt Heim sein, und Euch helfen, hier wäre man wohl über […].“[9] Für Echtermeyer steht sein Leben und Handeln im für ihn fremden Russland somit stets im starken Kontrast zu seiner vertrauten Lebenswelt in der Heimat im nordrhein-westfälischen Kreis Tecklenburg nahe Hopsten.



Abb. 6: Empfänger der Feldpost von Heinrich Echtermeyer: Die Familie Bernhard Echtermeyer

Folgende Deutung scheint daher denkbar: Der aufgezeigte Kontrast soll Echtermeyer vor einer Entfremdung von seinen Verwandten bewahren. Deshalb ist er stets darum bemüht, so wenig wie möglich von seinen Kriegs-

[8] Für eine detaillierte Betrachtung des Themas Heimat siehe den Kommentar von Niklas Maximilian Schepp in diesem Buch.
[9] Feldpostbrief vom 24. Juli 1918.

erfahrungen zu berichten, die seiner Familie aufgrund ihres Verbleibens in der Heimat nicht bekannt sind und somit die „Aufrechterhaltung von ehemaliger Gemeinsamkeit“ gefährden könnten.[10] Auf diese Weise lässt sich nicht nur die ausbleibende Beschreibung der russischen Landschaft und Auseinandersetzung mit der Bevölkerung erklären, mit der der Landwirt zweifelsohne in Kontakt gekommen ist, sondern auch verstehen, warum er sich lediglich unkonkreter sprachlicher Mittel wie der indirekten Ortsbezeichnung „hier“ bedient, um seinen Frontalltag in der Fremde zu skizzieren. Je vager das Bild seiner unbekannten Lebenswelt bleibt, das er seiner Familie in den Feldpostbriefen vermittelt, desto stärker erscheinen die Gemeinsamkeiten, die ihn trotz seines Kriegseinsatzes mit ihr verbinden. Durch das Verschweigen möglicher Begegnungen mit der fremden Kultur bewahrt Echtermeyer die Nähe zum Alltag in Deutschland und suggeriert zudem, seine Situation unterscheide sich kaum von der seiner Familie.

Ähnlich wie viele deutsche Soldaten im Ersten Weltkrieg bewies er sich so mit jedem Nicht-Erwähnen der Fremde, dass er immer noch dem Kontext der Heimat zugehörig war[11] und ihm ein „fröhliches Baldiges Wiedersehen“,[12] wie von ihm seit Dezember 1916 in nahezu jeder Abschiedsformel seiner Briefe geäußert,[13] möglich blieb. Er war sich des immensen Unterschieds beider Welten bewusst, thematisierte ihn jedoch inhaltlich nicht explizit, um die räumliche Trennung von seiner Familie nicht noch weiter durch unterschiedliche Erfahrungshorizonte zu verstärken.

[10] Christine Schönebeck, „Einleitung“, in: Dies. (Hg.), Vorstellen könnt Ihr Euch den Krieg gar nicht, so schrecklich ist der. Die Feldpost des Gladbecker Schülers Franz Küster an seine Eltern (1915–1918). Gladbeck 2005, S.1–15, hier S. 12.

[11] Siehe dazu Aribert Reimann, „Die heile Welt im Stahlgewitter: Deutsche und englische Feldpost aus dem Ersten Weltkrieg“, in: Gerhard Hirschfeld (Hg.), Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs. Essen 1997, S. 129–145, hier S. 134.

[12] Unter anderem Feldpostbrief vom 25. Dezember 1916.

[13] Zur Veränderung der Abschiedsformel siehe den Kommentar von Jakob Heymann in diesem Buch.

Feldpostbrief, 20. August 1916

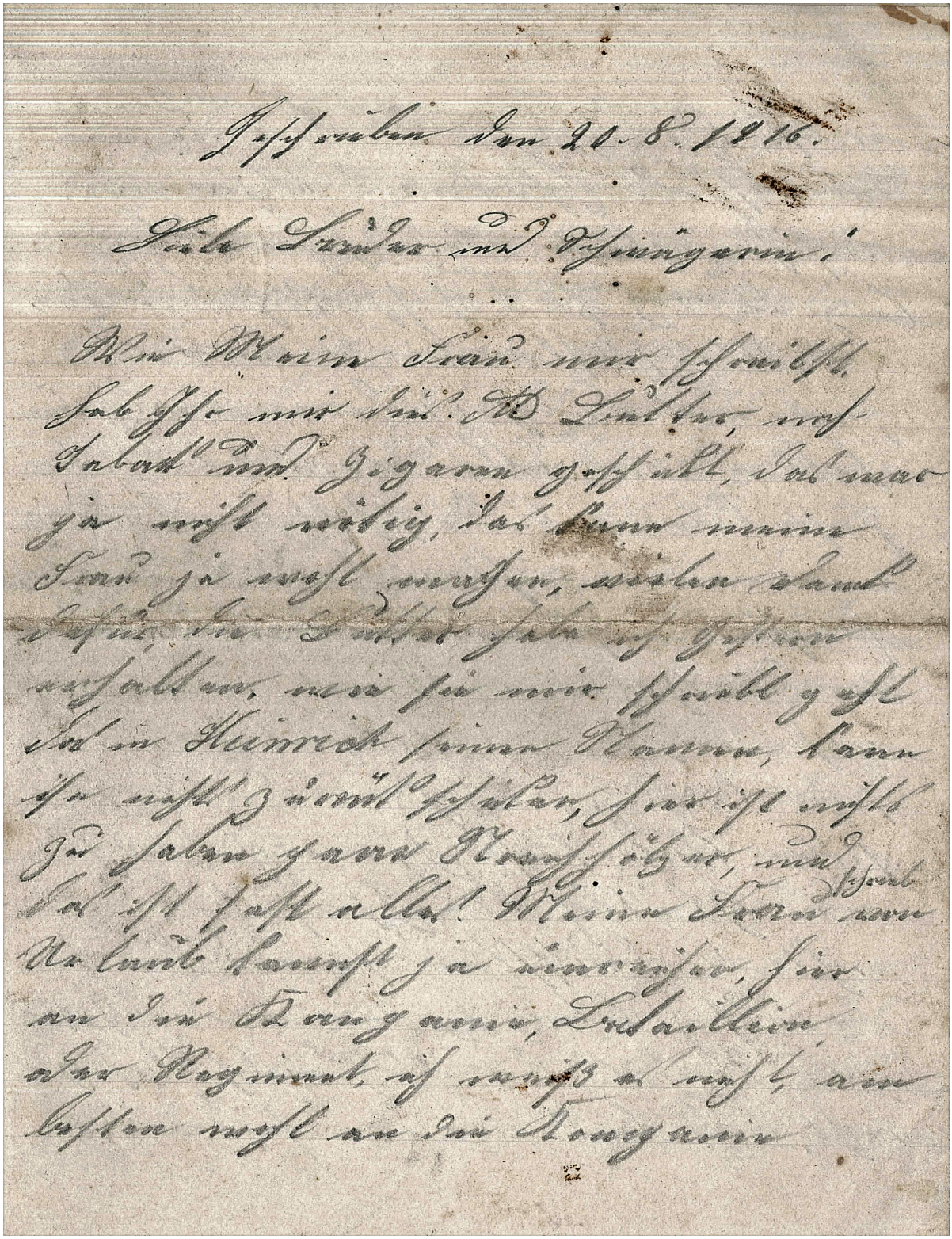
Geschrieben den 20.8.1916.

Liebe Bruder und Schwägerin!

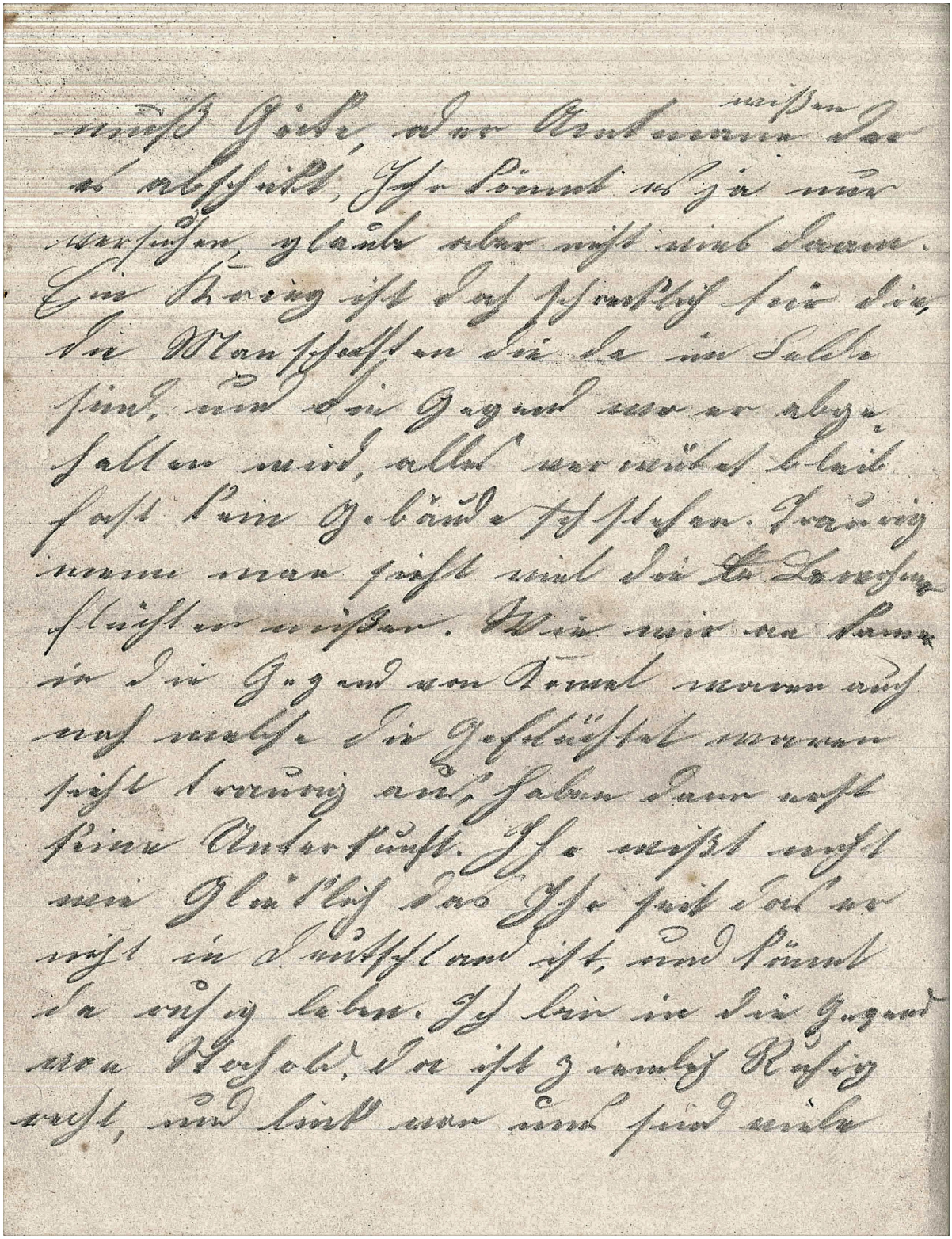
Wie Meine Frau mir schreibst, hab Ihr mir dies lb *[librum = Pfund]* Butter, noch Tabak und Zigaren geschickt, das war ja nicht nötig, das kann meine Frau ja wohl machen, vielen Dank dafür, die Butter habe ich gestern erhalten. wie sie mir schreibt geht das in Heinrich seinen Namen, kann ihn nichts zurük schicken, hier ist nichts zu haben paar Streichhölzer, und das ist fast alles! Meine Frau [*ergänzt:* schrieb] von Urlaub kannst ja einreichen, hier an die Kompanie, Bataillon oder Regiment, ich weiß es nicht, am besten wohl an die Kompanie muß Göcke, oder Amtmann [*ergänzt:* wißen] der es abschickt, Ihr könnt es ja nur versuchen, glaube aber nicht viel daran. Ein Krieg ist doch schrecklich für die, die Mannschaften die da im Felde sind, und die Gegend wo er abgehalten wird, alles verwüstet bleib fast kein Gebäude ~~sch~~ stehen. Traurig wenn man sieht viel die ~~be~~ Bewohner flüchten müßen. Wie mir an kamen in die Gegend von Kowel wovon auch noch welche die geflüchtet waren sieht traurig aus, haben dann nicht keine Unterkunft. Ihr wißt nicht wie Glücklich das Ihr seit das er nicht in Deutschland ist, und könnt da ruhig leben. Ich bin in die Gegend von Stochold. Da ist ziemlich Ruhig recht *[rechts]*, und link *[links]* war und sind viele Kämpfe, dan der Ruße versucht immer durch zu brechen, will auf Kowel zu, den das ist ein großer Bahn verkehr, da sind wir gute 20 Kilometer von. Bitte hilf meine Frau so gut zurecht wie du kannst, auch mit den Viehverkaufen, ich glaube der Bulle muß auch bald weg, den die Weiden werden auch weniger, ~~d~~ und das sie was zu ~~Schli~~ Schachten *[Schlachten]* bekommt. Nun hoffe ich das du bald wieder schreibst wie es Euch noch geht, und könnt auch ja nur Urlaub einreichen schade zu nichts, wollen doch hoffen das der Krieg bald ein Ende nimmst, und ich glücklich nach Hause komme. Sonst noch gut Gesund, und das hoffe ich auch von Euch dann nochmahl dank für das Paket, und das Du bald schreibt, und ob Ihr Urlaub eingereicht habt

Es Grüßt Herzlich dein
Bruder Heinrich Gruß an Deiner
Frau und an Heinrich*

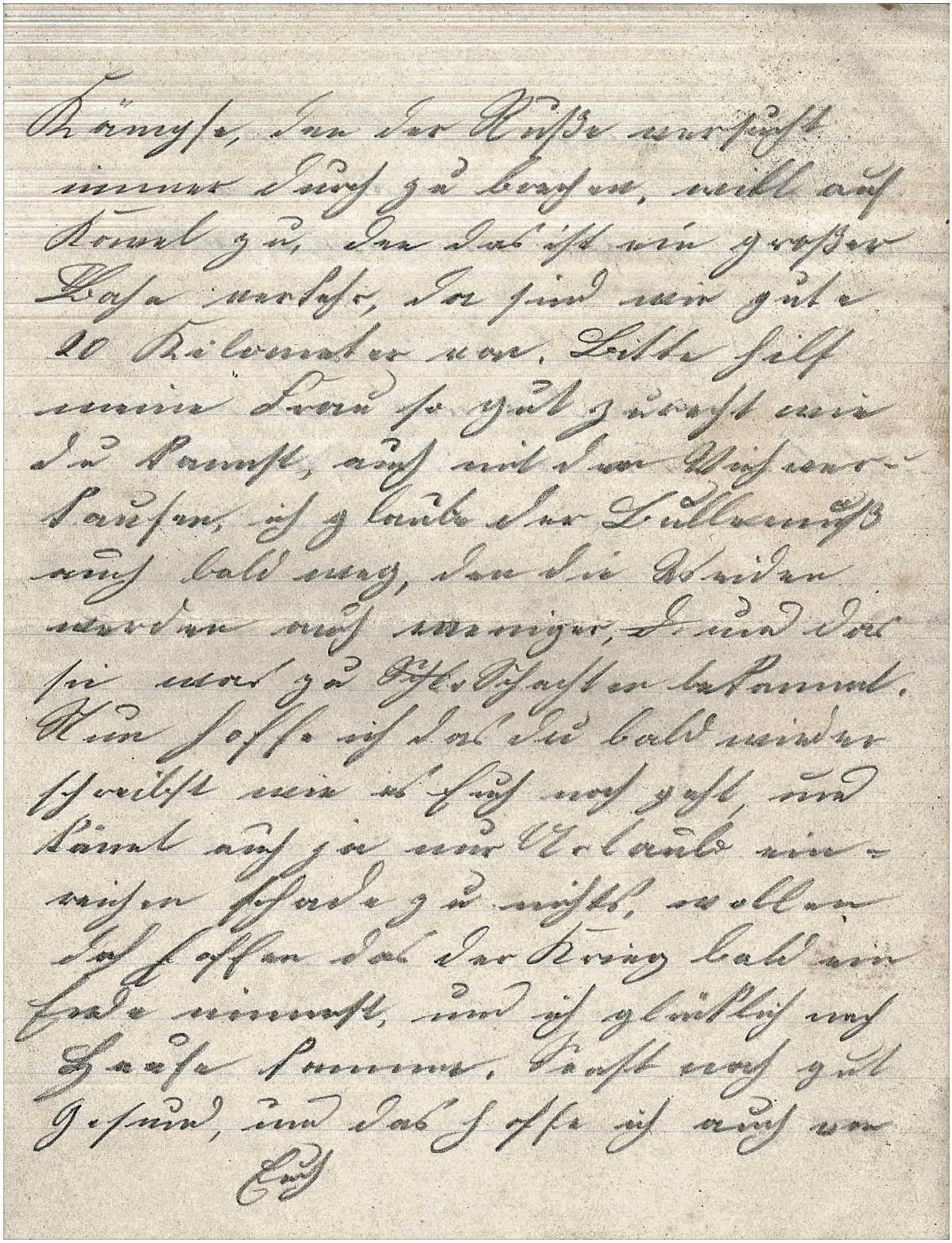
* Hier ist wohl einmal mehr Heinrich Echtermeyers gleichnamiger Neffe gemeint.



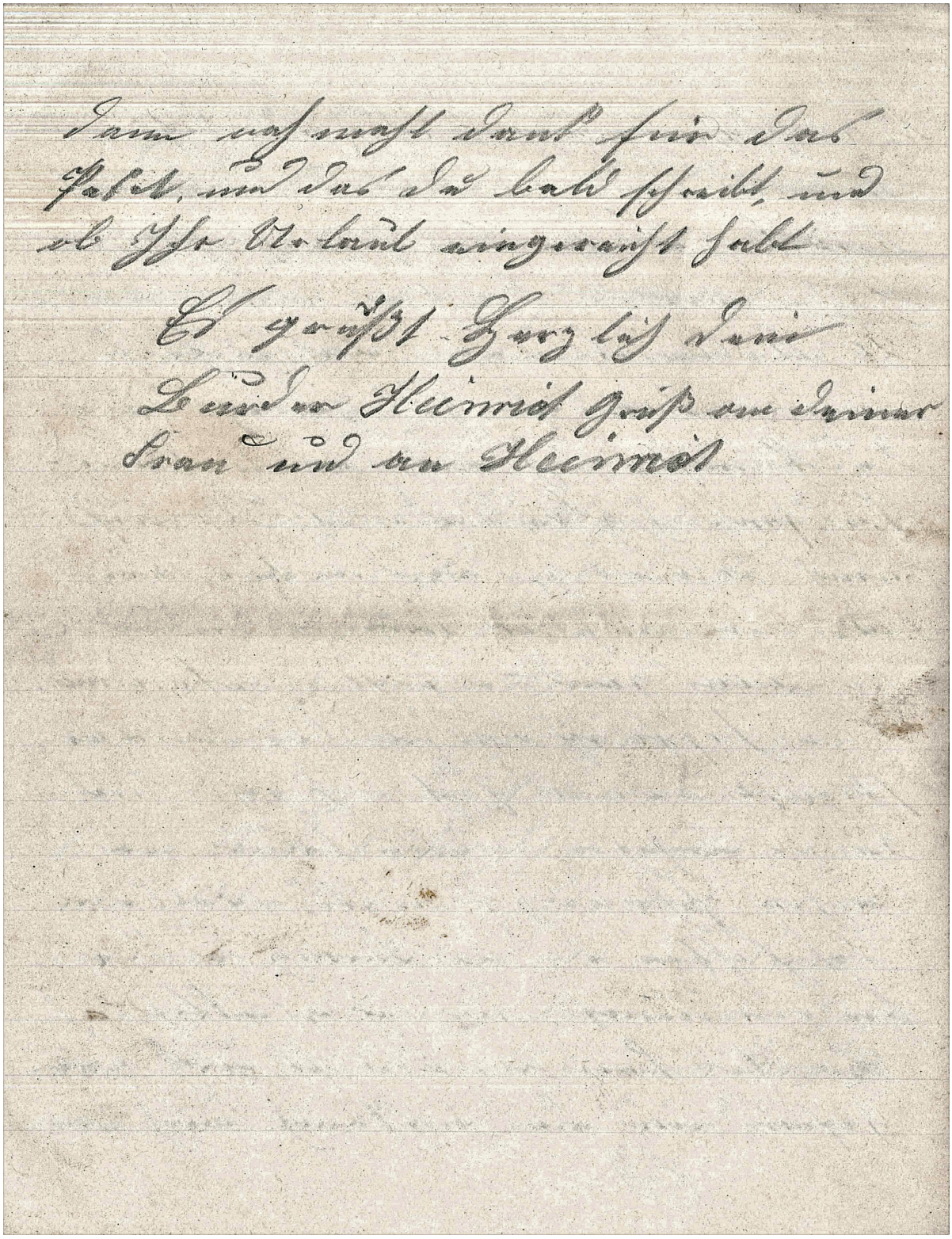
Faksimile 3: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 20. August 1916, S. 1



Faksimile 3: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 20. August 1916, S. 2



Faksimile 3: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 20. August 1916, S. 3



Faksimile 3: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 20. August 1916, S. 4

Kein Platz für Gefühle und Trauer in Feldpostbriefen

Marc Berlsmann

Vermeintlich männliche Ideale wie Härte, Durchsetzungsvermögen und das Beherrschen der eigenen Emotionen waren, wie es der Historiker Jason Crouthamel herausgearbeitet hat, an der Front von besonderem Wert. Das Bild des aufopferungsvoll kämpfenden Soldaten, der die eigene Nation verteidigt, sollte unter allen Umständen aufrechterhalten werden. Gefühle wie Angst, Empathie und Trauer dagegen sollten unter Kontrolle gehalten werden, solange die Soldaten für ihr Vaterland Krieg führten.[1] Gleichwohl gab es reihenweise Momente, die just eben solche Gefühle hervorrufen mussten. Fast täglich mussten Soldaten mit ansehen, wie Kameraden im Feld verwundet wurden oder sogar ihr Leben ließen. Die fortwährend andauernde Konfrontation mit dem Verlust von Freunden wie auch dem Tod von Feinden, stellte für die Soldaten eine der stärksten Belastungen des Krieges dar.[2] Zudem kam es vor, dass Familienangehörige in der Heimat an Krankheit verstarben. Auch der Soldat Heinrich Echtermeyer musste damit zurechtkommen, dass Kameraden fielen und sowohl seine Schwester als auch seine Tochter während seiner Zeit an der Front verstarben. Doch findet sich in den überlieferten Briefen und Feldpostkarten Echtermeyers nur selten ein Wort der Trauer.

Auffallend ist, dass Echtermeyer in keinem seiner Briefe an seinen Bruder über seine Fronterfahrungen, etwaige Gefechte oder den Tod von Kameraden berichtet. Wenn überhaupt äußert er sich eher sachlich und allgemein über den Krieg: „Ein Krieg ist doch schrecklich für die, die Mannschaften die da im Felde sind, und die Gegend wo er abgehalten wird, alles verwüstet bleib fast kein Gebäude stehen. Traurig wenn man sieht viel die Bewohner flüchten müßen.“[3] Zwar formuliert Echtermeyer hier einen Eindruck vom Krieg, doch nennt er keine konkreten Ereignisse, hält sich, was seine Gefühle anbelangt,

---

1 Jason Crouthamel, „Deutsche Soldaten und ‚Männlichkeit‘ im Ersten Weltkrieg“, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Jg. 64 (2014), H. 16f., online abrufbar unter http://www.bpb.de/apuz/182566/deutsche-soldaten-und-maennlichkeit-im-ersten-weltkrieg?p=all#fr-footnode7 [6.1.2014].

2 Gerd-Walter Fritsche, „Bedingungen des individuellen Kriegserlebnisses“, in: Peter Knoch (Hg.), Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung. Stuttgart 1989, S. 114–151, hier S. 144–146.

3 Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 20. August 1916.

zurück. Ein möglicher Grund dafür könnte der Versuch der Rücksichtnahme auf seinen Bruder und seine Familie sein. Durch das Ausbleiben genauer Berichte hält er das Kriegsgeschehen von ihnen fern.

Als Heinrich Echtermeyer im Herbst 1916 von der Erkrankung von Frau und Tochter erfährt, antwortet er seinem Bruder rational und vorausschauend:

> „Wie du schreibsts, sind meine Angeöhrigen nicht alle Gesund, meine Frau, und Kind Therezia, dein schreiben noch ist mit Frau nicht schlimm, das will ich hoffen das es wahr ist, aber mit dem Kinde ist ja schlimm wie du schreibst, wollen doch hoffen es bald besser wird. Sollte das schlimmste mit dem Kinde vorfallen dann sobald wie möglich Amtlich Teglegramm schicken […]."[4]

In dieser Passage reflektiert Echtermeyer nüchtern und vernunftgeleitet, wägt etwaige zu gehende Schritte ab. So möchte er per Telegramm möglichst schnell informiert werden, falls es wirklich zum Schlimmsten kommt, damit ihm die Möglichkeit gegeben ist, zeitnah Urlaub zu beantragen.[5] Nur dann könnte er rechtzeitig zur Beerdigung in die Heimat zurückkommen, um sich von seinem Kind zu verabschieden. Es dringt zwar zweifelsohne durch, dass er sich um seine Familie Sorgen macht, dennoch drückt er seine Gefühle ziemlich nüchtern aus. Die wenigen Worte – „[d]ie Therezia kann ich noch nicht gut vergessen" – vom 1. Oktober 1916 stellen die einzige schriftlich dokumentierte Reaktion auf den Tod seiner Tochter dar, die er an seinen Bruder richtet.[6] Diese Passage der Korrespondenz verdeutlicht, dass Echtermeyer kein Mann der vielen Worte war. Er benennt seine Trauer ausschließlich durch das Wort „vergessen" und umschreibt seine Gefühlslage nicht weiter. Berücksichtigt werden muss an dieser Stelle aber, dass zwischen diesen beiden Briefen zehn Tage liegen. Möglicherweise hatte Echtermeyer bereits zuvor einen nicht überlieferten Brief als Antwort auf die Information des Todes seiner Tochter geschrieben, in dem er sich bereits länger mit dem Tod seiner Tochter auseinandergesetzt hat. Darüber hinaus stellte zu Anfang des 20. Jahrhunderts der Tod des eigenen Kindes kein ungewöhnliches Ereignis dar. So betrug die Säug-

[4] Feldpostbrief vom 20. September 1916.
[5] Siehe zum Thema Urlaub den Kommentar von Lukas Boch und Michael Boch in diesem Buch.
[6] Feldpostkarte vom 1. Oktober 1916. Zur Sprachlosigkeit siehe den Kommentar von Fabian Köster und Dennis Krause in diesem Buch.

lingssterblichkeit[7] 1916 noch circa 160 von 1.000. Heute hingegen versterben etwa 4 von 1.000 Neugeborenen während des ersten Lebensjahres.[8]

Einmal jedoch, ein halbes Jahr später, am 27. März 1917, gesteht Echtermeyer seinem Bruder seine Traurigkeit ein, als er sich mit dem Tod seiner Schwester Maria auseinandersetzt: „Aber was ist das doch traurig in Schapen. Das Schwester Maria so rasch in die Ewigkeit gerufen wurde, ist doch sehr traurig […].“[9] Noch am Tag zuvor schrieb Echtermeyer: „[U]nd das Schwester Maria schlime krank ist, aber was soll man machen.“[10] Gerade das „aber was soll man machen“ wirkt resignierend, fast gleichgültig. Angst und Sorge um seine Schwester formuliert er nicht. Nach der Nachricht vom Ableben seiner Schwester indes ist seine Traurigkeit deutlich zu greifen. Er ist nicht nur „traurig“, sondern steigert seine Empfindung zum Ende noch durch das „sehr“.

Im weiteren Verlauf dieses Briefes wird sichtbar, wie sich seine Stimmung mehr und mehr von Trauer in Wut wandelt. Er beschwert sich bei seinem Bruder darüber, dass ihm kein amtliches Telegramm mit der Nachricht vom Tod der Schwester geschickt wurde. Es scheine ihm sogar so, als hätte er gar nicht zur Beerdigung kommen sollen, ja „[w]enn man das seine Kameraden sagt, das lachen viel mehr darüber, das Ihr kein Telegramm darüber schickt und es ärger mich auch das Ihr das nicht gemacht habt“.[11] In diesen Aussagen kristallisiert sich Echtermeyers Wut und Enttäuschung. Er kann nicht nachvollziehen, warum seine Familie ihm nicht rechtzeitig das Telegramm hat zukommen lassen und macht seinen Bruder dafür verantwortlich.[12] Dieser Brief ist einer der wenigen, in denen er nicht die männlichen Ideale eines Soldaten verkörpert, der seine Emotionen kontrolliert und sich – das eigene Schicksal ausblendend – in den Dienst der Nation stellt. Vielmehr bricht er emotional aus, formuliert seine Trauer ebenso wie seinen Ärger.

---

7 Sie gibt an, wie viele Neugeborene innerhalb des ersten Lebensjahres versterben.

8 Statistisches Bundesamt, „Säuglingssterblichkeit in Deutschland, 1872 bis 2012“, online abrufbar unter http://www.bibdemografie.de/DE/ZahlenundFakten/08/Abbildungen/a_08_09_saeuglingssterblichkeit_d_ab1872.html?nn=3071458 [20.2.2014].

9 Feldpostbrief vom 27. März 1917.

10 Feldpostbrief vom 26. März 1917.

11 Feldpostbrief vom 27. März 1917.

12 Siehe zum Thema Heimat auch die Kommentare von Florian Steinfals und Niklas Maximilian Schepp in diesem Buch.

Erst ich und dann die anderen?

Kameraden im Krieg

Niklas Costa Gouveia

„Ich habe es jetzt besser als ich die andern noch hatte“, berichtet Heinrich Echtermeyer seinem Bruder Bernhard in einem Feldpostbrief vom 25. Oktober 1916. Er hat soeben eine neue Position zugeteilt bekommen und kümmert sich nun um zwei Pferde und übernimmt Versorgungsaufgaben.[1] Bereits diese wenigen Worte machen deutlich, wie froh Echtermeyer über jede andere Art von Beschäftigung ist, solange er nicht im Schützengraben, beim Stellungsausbau oder an der Front Dienst leisten muss. Es gefalle ihm „doch besser wie in Graben das Posten stehen“.[2] Es wirkt, als gehe es Echtermeyer in erster Linie um sein Wohl und als sei er nur wenig am Schicksal seiner Kameraden interessiert, die noch in vorderster Linie im Einsatz sind.

Doch ist an einigen Textstellen zu erkennen, wie sehr er den Kontakt zu seinen Kameraden sucht. So heißt es an Weihnachten 1916, „wir Kameraden die wir hier bei der Küche sind, eine Freude gemacht ein Christbaum gemacht und Weihnachts Lieder gesungen erst gut gegessen, und dann den Baum angezündet, dann gesungen und getrunken“.[3] Solche Aussagen führen uns vor Augen, wie froh Echtermeyer nicht nur über besondere Erlebnisse ist, sondern wie gerne er diese auch mit seinen Kameraden teilt. Es habe ihm, so schreibt er weiter, sehr gefallen, wie der Abend verlaufen ist. Daran wird deutlich, wie viel ihm das Miteinander bedeutet hat, schreibt er doch sonst nur selten über gemeinsame Aktivitäten. Doch in den wenigen Briefen, in denen er seine Kameraden erwähnt, wird deutlich, wie sehr ihm der Kontakt mit ihnen guttut.

Dies zeigt sich auch auf einer anderen, sprachlichen Ebene: So verwendet er in seinen Briefen des Öfteren das Personalpronomen „wir“. Es zeigt auf, wie sehr er sich als Teil einer Mannschaft sieht: „Bis jetzt können wir noch recht aushalten, jetzt wir zwei Tage Arbeits Dienst gehabt“,[4] heißt es dann beispielsweise, wenn er von einem Arbeitseinsatz seiner Einheit schreibt, die in einem

[1] Feldpostbrief vom 25. November 1916.
[2] Ebd.
[3] Feldpostbrief vom 25. Dezember 1916.
[4] Feldpostkarte vom 11. Mai 1916.

relativ ruhigen Abschnitt liegt.[5] Durch das Benutzen des Personalpronomens wird deutlich, dass sich Echtermeyer als Teil des Ganzen einordnet, er in die Mannschaft integriert ist.



Abb. 7: Echtermeyers Kompanie, Erinnerungsfoto

Dass Kameradschaft auch den intensiven Austausch über das Kriegsgeschehen insgesamt miteinschließt, zeigt eine Passage aus seinem Brief vom 19. Juli 1916: „[H]ier im Graben hört man nichts“,[6] berichtet Heinrich seinem Bruder Bernhard und verdeutlicht damit auch, wie sehr er darum bemüht war, an weiterführende Informationen zu gelangen. Er tauscht sich mit seinen Kameraden aus, um an Details zu kommen, die diese von Zuhause bekommen haben. Dieser Austausch ist für Echtermeyer aber auch aus einem ganz anderen

[5] Siehe dazu den einleitenden Kommentar von Max Möllering in diesem Buch.
[6] Feldpostkarte vom 19. Juli 1916.

Grund relevant, nämlich dann, wenn er über die kolportierte Entlassung mehrerer Landwirte schreibt.[7]

Was für ihn der Kriegseinsatz konkret bedeutet, offenbart er lediglich in einer Textstelle – und auch in dieser wird deutlich, was er über die eigenen Kameraden, aber auch die feindlichen Soldaten denkt. Bereits im Sommer 1916, kurz nachdem er eingezogen wurde, schreibt er seinem Bruder:

> „Ein Krieg ist doch schrecklich für die, die Mannschaften die da im Felde sind, und die Gegend wo er abgehalten wird, alles verwüstet bleib fast kein Gebäude stehen. Traurig wenn man sieht viel die Bewohner flüchten müßen. Wie mir an kamen in die Gegend von Kowel wovon auch noch welche die geflüchtet waren sieht traurig aus, haben dann nicht keine Unterkunft. Ihr wißt nicht wie Glücklich das Ihr seit das er nicht in Deutschland ist, und könnt da ruhig leben."[8]

Dieses Zitat zeigt, dass sich Echtermeyer auch über die ‚anderen' Kameraden Gedanken gemacht hat, die in einer vergleichbaren Situation wie er waren.[9] Die Kommunikation mit den Kameraden als auch der häufige Kontakt nach Hause[10] waren für Echtermeyer – so legen seine Feldpostsendungen nahe – Hoffnungslichter in einer schweren Zeit, als es für ihn jeden Tag ums Überleben ging, er sich trotz einer vermeintlich sicheren Position ständig mit dem Tod konfrontiert sah.

---

[7] Feldpostbrief vom 18. Januar 1917. Siehe dazu den Kommentar von Lukas Boch und Michael Boch in diesem Buch.

[8] Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 20. August 1916.

[9] Zur Feindwahrnehmung siehe den Kommentar von Lea Griesing in diesem Buch.

[10] Zur Sorge um die Heimat siehe den Kommentar von Florian Steinfals in diesem Buch.

Feldpostkarte, 21. August 1916

Absender:

Dienstgrad Landstr *[Landsturmmann]*
Name Echtermeyer
Landw Inf *Regt. Nr.* 39 *[Landwehr-Infanterie-Regiment]*
4 *Bataill. [Bataillon]*
15 *Komp. [Kompanie]*

Besondere Formationen (Flieger, Funker usw.)
Bei diesen ist die Armee oder die Etappeninspektion anzugeben.

Deutsche Feldpost Station
Kowel. Osten 202

An

Herrn B. Echtermeyer.
in Halverde.
Kr. *[Kreis]* Tecklenburg
in Pro. *[Provinz]* Westfalen.

Geschrieben den 21.8 1916

Liebe B. *[Bruder]* und Schwägerin!

deine Karte von 14 erhalten, und das Paket mit Tabak am 20, in bester Gesundheit, und hoffe das auch Ihr Gesund seit, und vielmals [*ergänzt:* Dank] für das Paket. Wir alle Tage den nämlichen Dienst Wache, und Arbeit. sonst hier ruhige Stellung. Wenn meine Frau Urlaub einreichen will, so glaube ich an die Kompanie Nun hoffe [*ergänzt:* ich] das Ihr bald wieder schreibst, und bald Friede wird, die Verflegung ist hier ziemlich gut. Es grüßt freundlich dein B. *[Bruder]* Heinrich

Auf Fröhliches Wiedersehen

Feldpostkarte, 30. August 1916

Geschrieben den 30.8.1916

Lieber Bruder!

da Du nichts von Dir hören läßt, so dir paar Worte schreiben, ich bin Gesund, und dasselbe hoffe ich auch von Euch alle. Hier ist noch immer alles so bei alten bis jetzt noch wohl Ruhig, und durchweg so viel [*ergänzt:* man] hört auf der ganzen Front. Auch ist hier durchweg gutes Wetter, wenig Regen, und das ist für uns im Graben auch beste was gibt. Nun hoffe ich du meiner Frau so wie möglich zurecht hilft besonders mit den zählen* und auch wohl schreibt schon Karte und Brief geschickt aber keine Rückanwort ob sie aber gekommen sind. Es grüß dein B. *[Bruder]*

Heinrich

Feldpostbrief, 31. August 1916

An
Herrn B. Echtermeyer.
in Halverde
Kr. *[Kreis]* Tecklenburg
Pro *[Provinz]* Westfalen.

Abs. Ldst *[Landsturmmann]* Echtermeyer
Land Inf Reg 39 *[Landwehr-Infanterie-Regiment]* / 15 Kompanie
Deutsche Feldpost Station 202
Kowel Osten

Geschrieben den 31.8.1916

Liebe Bruder Schwägerin!

Da ich Euch in letzter Zeit Brief und Karte geschickt habe, und keine Anwort zurück, weiß ich [*ergänzt:* nicht wie] ist, ob es nicht über gekommen ist.

* Unleserlich. Da im nächstfolgenden Brief konkrete „Angaben“ folgen, bei der Heinrich Echtermeyers Bruder dessen Frau zur Hand gehen soll, gehen wir von „zählen“ aus.

Was meine Frau mir geschickt [*ergänzt:* hat], was von Euch kommt, habe ich alle enpfangen, ich danke Euch dafür. Ich erfreue mich der besten Gesundheit, dasselbe hoffe ich von Euch alle zu Hause. Hier ist durch weg gutes Wetter, wenig Regen, und das ist für uns, hier im Graben viel wert, und bis jetzt, immer noch wohl Ruhig, hier in dieser Stellung, wenn es nur so bleib. Ich bitte dich meine Frau so gut zurecht wie du kannst mit der Arbeit, und besonders mit all den Angaben, und das sie noch etwas zu Schachten *[Schlachten]* bekommts. Wie es mit B. *[Bruder]* Hermann ist weiß [*ergänzt:* ich] nicht schon geschrieben, ~~es~~ er schreib nicht. bos *[bloß]* eine Karte, er soll wohl nicht *[mehr*]* schreiben können, er laß froh sein das er nicht im Graben ist. A. Hegge hat mir Zeitung geschickt, B. Heck** hat mir auch schon paar geschrieben, bos *[bloß]* B. *[Bruder]* Hermann nicht, der muß wohl keine Zeit habe. Nun [*ergänzt:* hoffe] ich du diesen Brief erhält und wieder schreibt, ich habe einen Brief, und Karte vor 14 Tagen abgeschickt, und jetzt auch wieder Karte und Brief, und doch hoffe das der Krieg doch bald ein Ende nimmt, und ich Gesund wieder komme, darum wollen wir zu Gott beten.

Es grüß dein Bruder
Heinrich
Gruß an dein kleinen Heinrich

Feldpostkarte, 6. September 1916

Geschrieben 6.9.1916

Lieber Bruder!

dir schon mehrmals geschrieben, und Du gibs keine Nachricht zurück, ob die Briefe und Karten wohl über gekommen sind, ich weiß es nicht, ich [*ergänzt:* hoffe] das Du doch [*ergänzt:* noch] was von dir hören läßt. Hier ist schönes Wetter und das ist auch, für [*ergänzt:* uns] besser als Regen sonst Neues weiß ich nicht, hier alles so bei alten, bis jetzt ist der Feind hier noch wohl Ruhig und wir auch. Nun hoffe [*ergänzt:* ich] Du doch mahl schreibs was in der Heimat Neues gibt, ich bin Gesund, und dasselbe hoffe ich auch von Euch alle.

---

* Unleserlich.
** Möglicherweise „Heck“, auf jeden Fall ein Nachname.

Es grüß Dein B. *[Bruder]* Heinrich
Auf Wiedersehen

Feldpostbrief, 20. September 1916

Geschrieben den 20.9.1916.

Lieber Bruder!

Deinen Brief von 14 erhalten. in Gesundheit, das selbe ich von Euch hoffe. Hier ist alles bei alten, der Ruße mach fast nichs und er uns nur in Ruhe läßt, wir ihn auch nicht* [*unten ergänzt:* in Ruhe lassen]. Unsere Arbeit ist Arbeit und Wache, die Verpflegung wird vor allen nicht besser. Das Wetter ist hier schön alle Tage trocken und ist für uns *[im]* Graben viel wert, bis kälter wird hier schon haben schon viele Winter Kleider empfangen. Wie du schreibsts, sind meine Angeöhrigen *[Angehörigen]* nicht ~~l~~ alle Gesund, meine Frau, und Kind Therezia, dein schreiben noch ist mit Frau nicht schlimm, das will [*ergänzt:* ich] hoffen das es wahr ist, aber mit dem Kinde ist ja schlimm wie du schreibst, wollen doch hoffen es bald besser wird. Sollte das schlimmste mit dem Kinde vorfallen dann sobald wie möglich Amtlich Teglegramm schicken, dann ist gewöhnlich früher. das ich sofort komme, aber sobald mir möglich zu schicken, sonst wird die Zeit zu kurz, den die Streke ist zu weit. Wollen hoffen es doch nicht nötig ist, das sie alle bald wieder Gesund werdet. Nun hoffe ich Du bald wieder wie es mit den ~~kran~~ kranken ist, mit meiner Frau und Kind. und was es da noch sonst Neues gibt, hier hört man nichts, wird man von Sonntag oder Werktag nichs gewahr, immer jeden Tag das nämliche. Gebe doch Gott das einmahl der Friede käme.

Herzliche Gruß von dein
Burder *[Bruder]* Heinrich

* Nach seiner nachträglichen Ergänzung hat Echtermeyer wohl vergessen, das „nicht“ zu streichen.

Feldpostkarte, 1. Oktober 1916

Geschrieben den 1.10 1916

Lieber Bruder.

Gestern deine Karte, und Brief schon einige Tage eher in Gesundheit erhalten und hoffe doch auch [*ergänzt:* Ihr] noch alle Gesund sind. Hier ist alles bei alten, immer noch wohl Ruhig, und durchweg gutes Wetter, bos *[bloß]* wird hier schon kälter. Ihr müßt nur sehen das Ihr da fertig werd, so gut wies geht, ~~ich~~ und dan hoffen, das es bald Friede wird. Die Therezia kann ich noch [*ergänzt:* nicht] gut vergessen und doch weil man nichts von gesehen [*ergänzt:* hat], allen in Gottes Willen geben Nun hoffe Du bald wieder schreibst und das ich Gesund zurück komme.

Es grüßt d. B. *[dein Bruder]* Heinrich

Feldpostkarte, 7. Oktober 1916

Geschrieben den 7.10.1916.

Liebe B. und Schwägerin!

Das Paket [*ergänzt:* 21] Gestern in guter Gesundheit erhalten vielmahls Dank dafür und hoffe Ihr alle gut Gesund seit. Hier ist noch so das Nämliche, bos *[bloß]* mehr Regen Wetter, sonst immer noch wohl Ruhig, und das ist ja die Hauptsache. Bitte schicke was bei euch Neues gibt, von hier kann ich Euch nicht Neues mitteilen, den hier wird man wenig gewahr. Wollen hoffen das der Krieg bald zu Ende geht, und das ich Gesund zurück komme. Es grüß Herzlich dein Bruder Heinrich Auf Fröhliches baldiges Wiedersehen

Feldpostkarte, 11. Oktober 1916

Geschrieben den 11.10.1916

Lieber Bruder!

Ich kann dir mitteilen das ich noch gut zufrieden bin, und das selbe von Euch hoffe. Neues kann ich dir von hier nicht mitteilen, wir hier in Graben

immer den Nämlichen Dienst Posten stehn und Arbeit verbesserung der Stellung. Schreibe was bei Euch Neues gibt, und wie es meiner Frau geht, mit Arbeit und Kinder. wollen hoffen es bald Friede wird, und wieder zusammen kommen. Es grüßt Herzlich dein B. *[Bruder]* Heinrich

Feldpostkarte, 15. Oktober 1916

Absender:

Dienstgrad Lstr *[Landsturmmann]*
Name Echtermeyer.
Land Inf *Regt. Nr.* 39 *[Landwehr-Infanterie-Regiment]*
4 *Bataill. [Bataillon]*
15 *Komp. [Kompanie]*

Besondere Formationen (Flieger, Funker usw.)
Bei diesen ist die Armee oder die Etappeninspektion anzugeben.

Deutsche Feldpost Station
Kowel Osten 202

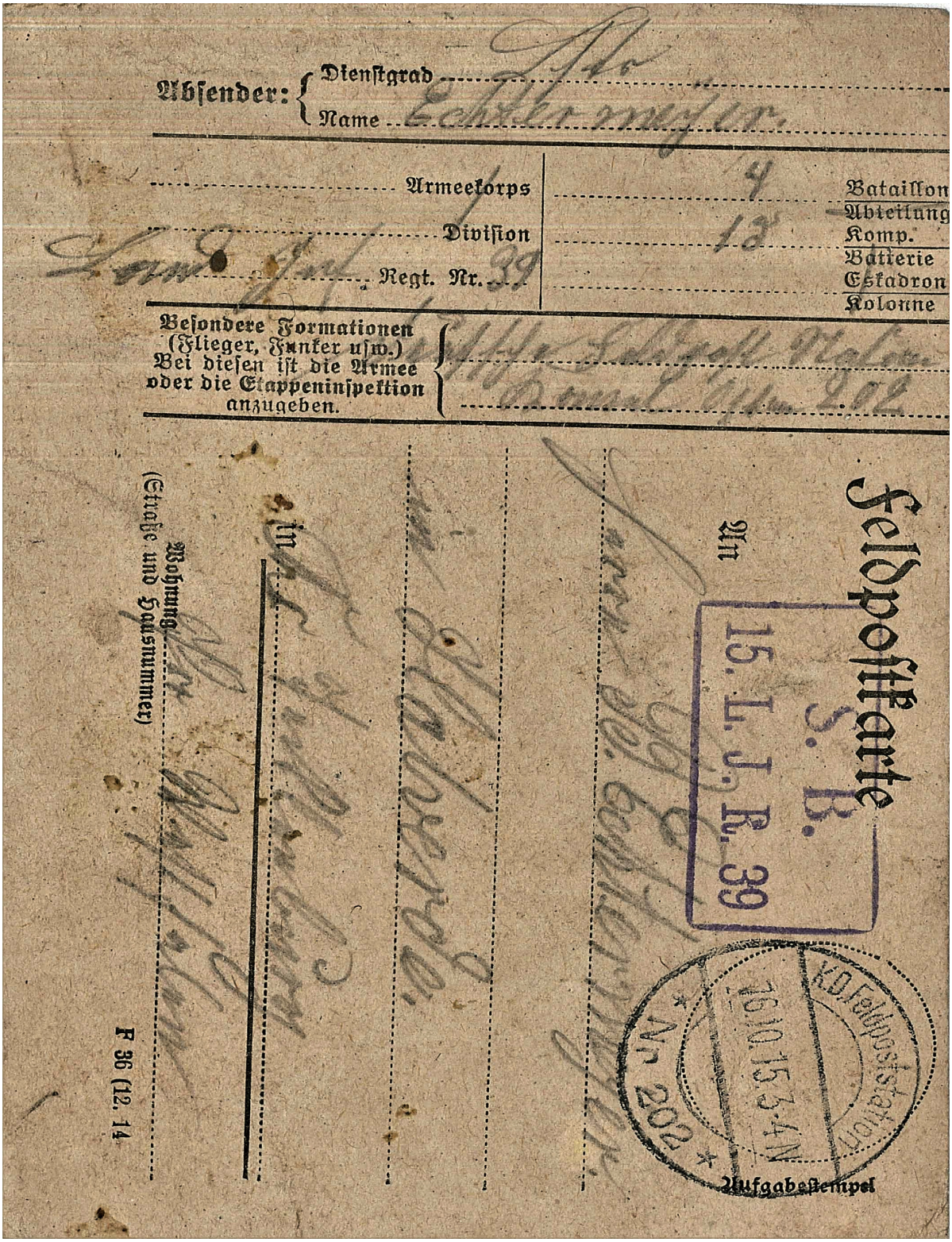
An

Herrn B. Echtermeyer.
in Halverde.
in Kr. *[Kreis]* Tecklenburg
Wohnung (Straße und Hausnummer) Prv *[Provinz]* Westfalen

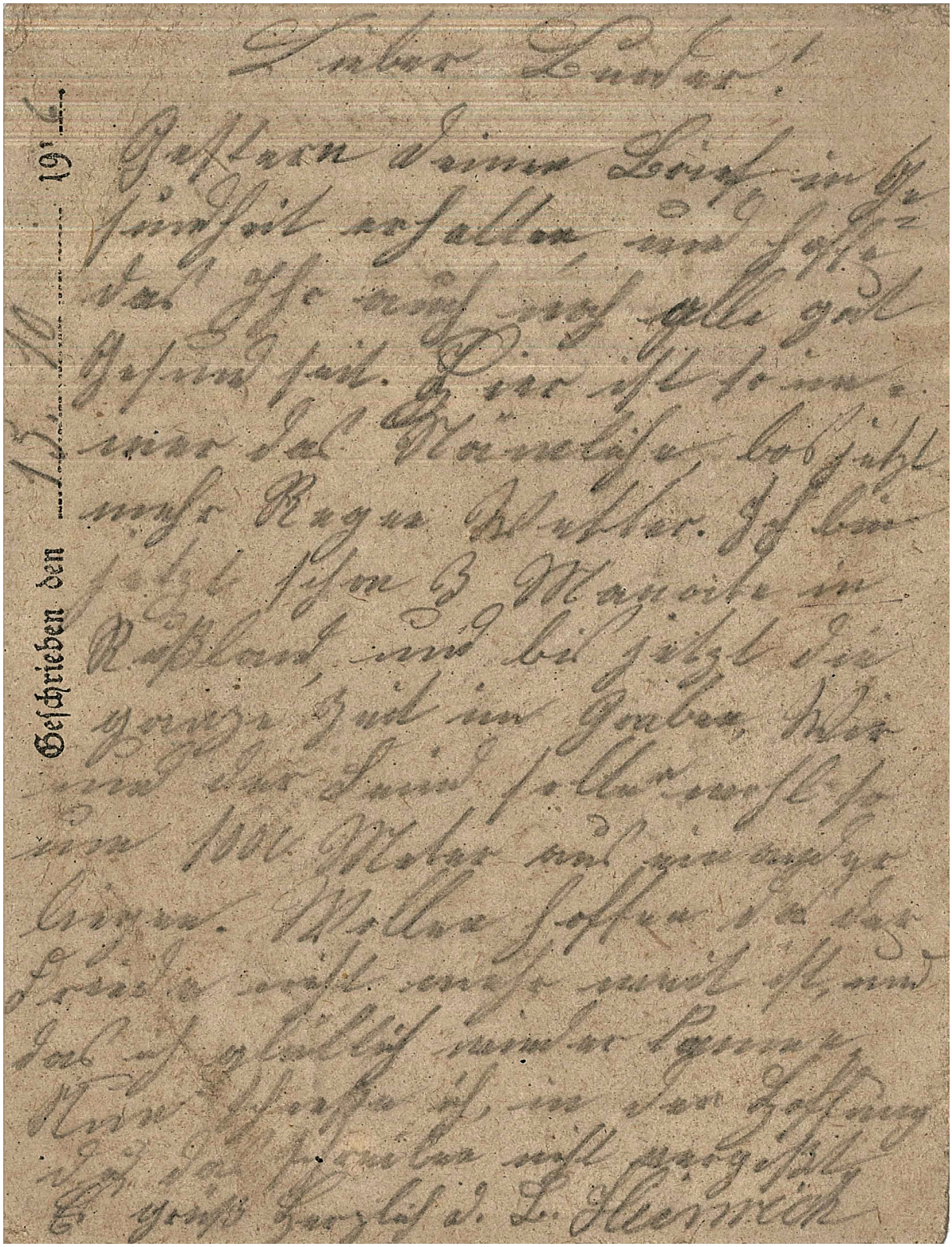
Geschrieben den 15.10 1916

Lieber Bruder!

Gestern deinen Brief in Gesundheit erhalten, und hoffe das Ihr auch noch alle gut Gesund seit. Hier ist so immer das Nämliche, bos *[bloß]* jetzt mehr Regen Wetter. Ich bin jetzt schon 3 Monate in Rußland, und bis jetzt die ganze Zeit im Graben, Wir und der Feind sollen wohl so um 1000 Meter aus einander liegen. Wollen hoffen das der Friede nicht mehr weit ist, und das ich glücklich wieder komme. Nun schieße *[schließe]* ich, in der Hoffnung du das schreiben nicht vergißt
Es grüß Herzlich d. B. *[dein Bruder]* Heinrich



Faksimile 4: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostkarte vom 15. Oktober 1916, Vorderseite



Faksimile 4: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostkarte vom 15. Oktober 1916, Rückseite

Rückzug in das Gewöhnliche

Immer nur die gleichen ‚Floskeln'?

Fabian Köster/Dennis Krause

In der Forschung reduziert sich das Phänomen der Sprachlosigkeit in Feldpostbriefen zunächst auf drei Ursachen: die Angst vor der Zensur, die intendierte Schonung der Rezipienten und ein Sprachverlust in Folge des Erlebens beispiellosen Grauens.[1] Demnach würde ein Frontsoldat, ein leeres Blatt Papier vor Regen und Schmutz schützend, im Schützengraben kauern und überlegen, bevor er den Stift ansetzt: Was *darf*, *will* und *kann* ich nicht schreiben? Bereits eine solch simple Übertragung auf eine konkrete Situation vermittelt, dass eine retrospektive Kategorisierung rasch an ihre Grenzen stößt. Denn natürlich werden Soldaten auch einfach ‚drauf los' geschrieben haben, nicht immer darauf bedacht, ihre Gedanken einer rationalen Prüfung zu unterziehen. Wenn Heinrich Echtermeyer immer wiederkehrende Begrüßungs- und Abschiedsformeln in scheinbar mechanischer Manier aufs Papier bringt, dann wirken jene Formulierungen dennoch vordergründig funktionell, ja beinahe floskelhaft.

So lautet eine typische Einleitungssequenz des Frontsoldaten wie folgt: „Lieber Bruder! Gestern deinen Brief in Gesundheit erhalten, und hoffe das Ihr auch noch alle gut Gesund seit."[2] Die häufige Wiederholung dieser Eröffnung reduziert sie jedoch nicht zu einer Floskel, ganz im Gegenteil. Sie unterstreicht, was für den westfälischen Landwirt elementar wichtig ist und somit an erster Stelle stehen muss: die eigene Gesundheit – im Krieg offensichtlich gefährdet – und das Befinden seiner Familie. Gleichwohl variiert Echtermeyer einleitend kaum und bleibt vage. Es erscheint wenig wahrscheinlich, dass er in zwei Jahren jeden Brief „in Gesundheit erhalten" hat, zumindest eine Erkältung dürfte auch ihn einmal geschüttelt haben. Seine Einleitung könnte demnach zweierlei transportieren: Er erlitt zunächst einmal über die Dauer seines

[1] Aribert Reimann, „Die heile Welt im Stahlgewitter: Deutsche und englische Feldpost aus dem ersten Weltkrieg", in: Gerhard Hirschfeld (Hg.), Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs. Essen 1997, S. 129–145, hier S. 131.

[2] Feldpostkarte vom 15. Oktober 1916; siehe die identische Eröffnung in den Feldpostsendungen vom 25. November 1916, 1. März 1917, 1. Juli 1917 und 26. Januar 1918 und andere mehr. Zur Funktion der Abschiedsformel siehe den Kommentar von Jakob Heyman in diesem Buch.

Einsatzes hinweg keine ernsthafte Kriegsverletzung und möchte diese Thematik darüber hinaus kurz und gleich zu Beginn abhandeln. Paradoxerweise übernimmt Echtermeyers Eröffnung damit jedoch eine Stellvertreterfunktion für gerade das, was er nicht schreiben möchte, nicht zu schreiben imstande ist. Es geht ihm den Umständen entsprechend gut – mehr aber auch nicht.

Ähnlich verhält es sich mit Aussagen zum Kriegsverlauf. Seine Zustandsbeschreibungen vermitteln einen durchgehend ruhigen Alltag: „hier bis jetzt eine Ruhige Stellung".[3] Da in Echtermeyers Schreiben eben diese „[r]uhige Stellung" so oft angeführt wird, impliziert er, dieser Zustand müsse auch einen Gegenpol, die Kampfhandlung, besitzen. Eine solche findet jedoch in keinem Brief Erwähnung. Dies kann als ein Indiz für die Sprachlosigkeit des Infanteristen gelesen werden. Die Einseitigkeit des Positiven lässt das Negative offen und unbehandelt. Auch anhand der häufigen Thematisierung des Urlaubs[4] lässt sich das indirekte Moment seiner ‚Formeln' aufzeigen. Denn warum er eigentlich „in Urlaub" möchte,[5] schreibt er an keiner Stelle, indes allein die ständige Nennung die Dringlichkeit dieses Wunsches unterstreicht.

Einer umgekehrten Logik folgt der Soldat Echtermeyer in Bezug auf die eingangs erwähnte Zensur. Denn Begeisterung für die Sache selbst, die ‚große Politik', geschweige denn nationalistische Tendenzen, lässt er nicht durchscheinen. In diesem Punkt ist er nicht sprachlos, sondern – so scheint es – schlicht nicht interessiert. Schreibt Echtermeyer sonst gerne über positive oder lebensnahe Themen, so bleibt auch er an einer Stelle abstrakt: „[M]an wirds doch auch leid, den Elenden Mist, und Schwindel."[6] Im gleichen Text empfiehlt er seiner Familie gar, Abgaben zu unterschlagen: „[A]ber seit doch nicht so dumm sind doch selbst die Nächsten, und halt doch was Ihr nötig habt […]." Dass vermeintlich Positive, die Liebe zum ‚Vaterland' und der Wunsch zu siegen, bleibt unerwähnt, indes eine kritische Haltung gegen Ende des Krieges aus dem Westfalen regelrecht herauszubrechen scheint, was sich beispielsweise an den Formulierungen „lauter Schwindel" vom 26. Januar 1918 oder „dies Elend" vom 24. Juli 1918 zeigt. Mochte Heinrich Echtermeyer zu Beginn des Krieges – möglicherweise aus Angst vor einer möglichen Zensur oder

[3] Feldpostkarte vom 19. Juli 1916. Ähnliche Formulierungen finden sich unter anderem in den Schreiben vom 21. August 1916, 20. März 1917, 4. Juni 1917 und 12. September 1917.
[4] Siehe dazu den Kommentar von Lukas Boch und Michael Boch in diesem Buch.
[5] Beispielsweise Feldpostbrief vom 25. Dezember 1916.
[6] Feldpostbrief vom 26. Januar 1918.

Bestrafung – noch ‚sprachlos' gewesen sein, am Ende schweigt er nicht mehr. Dass er aus der Perspektive des Landwirts den Krieg grundsätzlich nicht wohlwollend aufnahm, lässt sich zumindest aus der Nichtnennung einer (ideologischen) Bejahung vermuten.

Dass Feldpost sich in Form und Sprache nicht grundlegend von üblichen Briefen unterscheidet, darauf hat bereits der Experte für Sozial- und Kulturgeschichte des Ersten Weltkrieges Aribert Reimann hingewiesen: Ein großer Anteil der zu Papier gebrachten Gedanken „gehorchte den vorformulierten Riten des alltäglichen Briefverkehrs".[7] Die bewusste Sprache Echtermeyers – und in diesem Fall das Gegenteil von Sprachlosigkeit – liest sich auch als literarischer Rückzugsort in seine Heimat: Sprachlich und inhaltlich befindet er sich oft zu Hause, im gewohnten und althergebrachten Umfeld, das den stärksten Kontrast zu seiner Frontrealität darstellt. So interessiert er sich für die landwirtschaftliche Umgebung Russlands (beispielsweise den Stand des Roggens)[8] genauso wie für den bäuerlichen Alltag seines fernen Hofes, des eigentlichen Mittelpunktes seines Daseins: „Wenn eben möglich ist so sehet zu das Ihr diesen Frühjahr, so etwas alles beackert kriegst, das nicht ganz verwilder, Ihr müßt nur sehen wie am Leichfertigen geht […]."[9]

Insgesamt lassen sich folgende Hauptmotive aus seiner überlieferten Feldpost an seinen Bruder Bernhard extrahieren: Essen, Gesundheit, Familie, Beruf und Wetter. Der Westfale transportiert über diese seine Heimat in den Krieg; er ersetzt beim Schreiben den Frontaufenthalt mit dem gewohnten Alltag auf seinem Hof.[10] Durch den ständigen Bezug auf den sprachlichen und inhaltlichen Rückzugsort Heimat ‚vertagt' er die Auseinandersetzung mit sich selbst: Paradoxerweise spiegelt hier seine Sprache die Sprachlosigkeit. Demnach scheinen Heinrich Echtermeyers Briefe in die Muster des Nichtkönnens, -wollens, und -dürfens einer Sprachlosigkeit zu passen, widersprechen dieser Kategorisierung jedoch auch an mancher Stelle.

---

7 Reimann, Die heile Welt im Stahlgewitter, S. 132.
8 Feldpostbrief vom 29. Juli 1917.
9 Feldpostbrief vom 12. April 1917. Mit „wie am Leichfertigen geht" ist sinngemäß wohl „wie es am Leichtesten geht" gemeint.
10 Siehe dazu die Kommentare von Lucinda Jäger und Niklas Maximilian Schepp in diesem Buch.

Feldpostkarte, 19. Oktober 1916

Geschrieben der 19.10.16

Lieber B. *[Bruder]* und Schwägerin

Kann Euch mitteilen das ich gut Gesund bin, dasselbe von Euch alle hoffe. Hier ist Gestern der erste Schnee gefallen, der Winter ist hier vor der Tür. Ich habe jetzt 2 kleine Pferde zu versorgen, muß des Abends fahren zur Stellung Lebensmittel, und Material zur Stellung, komm dann so gegen 11 Uhr zurück. Tag über Pferde Aufpaßen und etwas bei der Küche helfen. Nun hoffe ich du bald wieder schreibst. Es g. d. B. Hein. *[grüßt dein Bruder Heinrich]*

Auf Wiedersehen

Feldpostkarte, 27. Oktober 1916

Absender:

Dienstgrad Lstr *[Landsturmmann]*
Name Echtermeyer
92 Inf. *Division [Infanterie]*
Landw. Inf *Regt. Nr.* 39 *[Landwehr-Infanterie-Regiment]*
2 *Bataill. [Bataillon]*
7 *Komp. [Kompanie]*

Besondere Formationen (Flieger, Funker usw.)
Bei diesen ist die Armee oder die Etappeninspektion anzugeben.
Osten.

An

Herrn B. Echtermeyer.
in Halverde
in Kr. *[Kreis]* Tecklenburg
Wohnung (Straße und Hausnummer) Pro. *[Provinz]* Westfalen

Geschrieben den 27.10 1916

Lieber Bruder!

Deinen Brief in bester Gesundheit erhalten, und hoffe das Ihr alle noch Gut zufrieden seit. Hier gibs nichts Neues, so richtiges Herbstwetter. Wie du schreibst wird Euch alles genau nach gesehen, und beschlagmachet, dann doch der Krieg einmahl ein Ende nähme, und das man doch glücklich wieder nach Hause käme, das wollen wir doch hoffen Bitte wieder zu schreiben den man hört gern was von der Heimat

Es grüß dein B. *[Bruder]* Heinrich
[*seitlich ergänzt:* Die Addresse [...]* ist [...]]

Feldpostbrief, 7. November 1916

An
Herrn B. Echtermeyer
in Halverde.
Kr. *[Kreis]* Tecklenburg
Pro. *[Provinz]* Westfalen

Abs. Lstr *[Landsturmmann]* Echtermeyer.
Land. Inf Reg. *[Landwehr-Infanterie-Regiment]* 39 / 7 Komp. *[Kompanie]*
2 Bat. *[Bataillon]* 92 Inf. *[Infanterie]* Division
Osten

Geschrieben den 7.11.1916

Lieber Bruder und Schwägerin

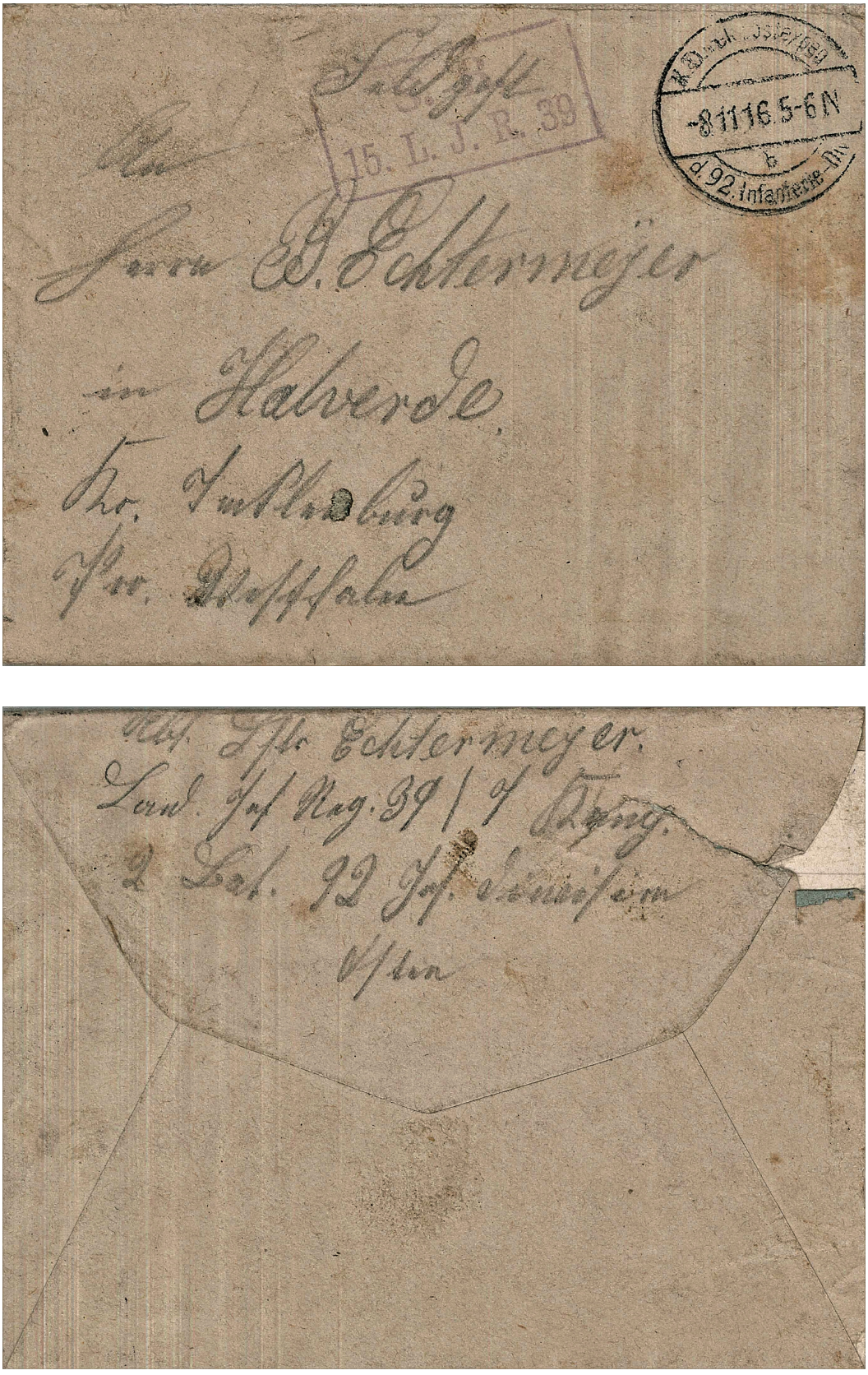
Kann euch freudig mitteilen das Ich gut und Gesund bin, und dasselbe Von Euch hoffe, das Paket mit Taback und Söcke *[Socken**]* erhalten, ich Danke Euch sehr dafür. das fahren was ich jetzt muß, gefällt mir eben so gut, wie in Graben, das Posten stehen, und so ich bei der Küche liege, ist weil Essen besser wie im Graben, bos Arbeit genug ob ich das lange muß weiß ich nicht

* Hier und im Folgenden unleserlich.
** Unleserlich. Socken entsprächen dem Inhalt einer klassischen Paketsendung.

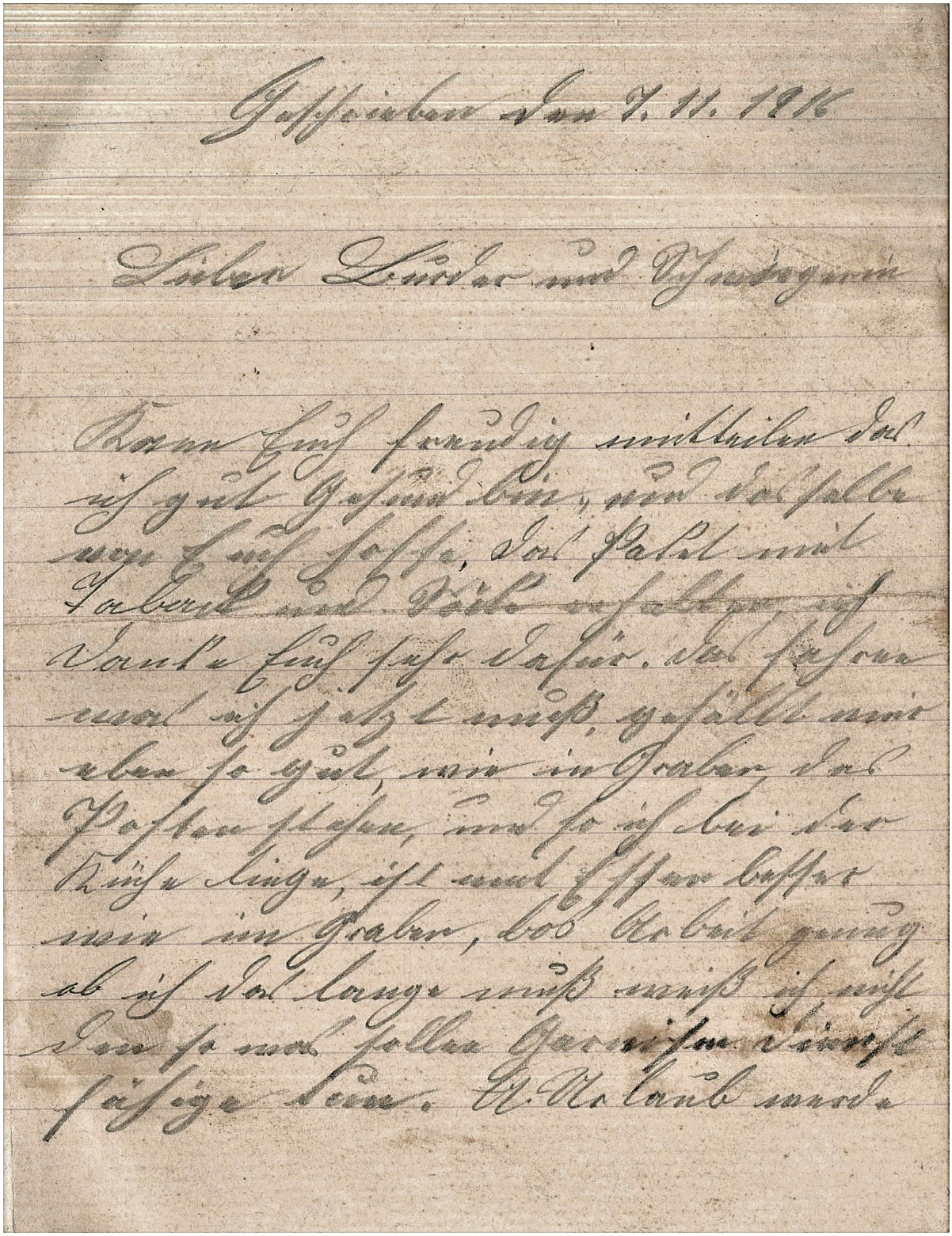
den so was sollen Garnison Dienst fähige tun. ~~U~~ Urlaub werde ich sofort wohl nicht kommen den es geht die Reihe nach, und dann bin ich noch nicht daran. Bitte Euch schreibest mal bei Euch Neues gibt, und wie es meiner* mit Arbeit, und mit den Abgaben geht, sorge dafür das sie was zu Essen behält, und auch was zu schlachten bekommt so gut Du kannst sorge dafür Darum bitte ich dich, Auch wollen doch hoffe das bald Friede gibt und das ich Gesund zurückkomme Darum zu Gott beten. Nochmahls Dank für das Paket, und hoffe Du wieder schreibst

Es grüß dein Bruder Heinrich
Gruß an alle Zu Hause
Auf fröhliches Wiedersehen

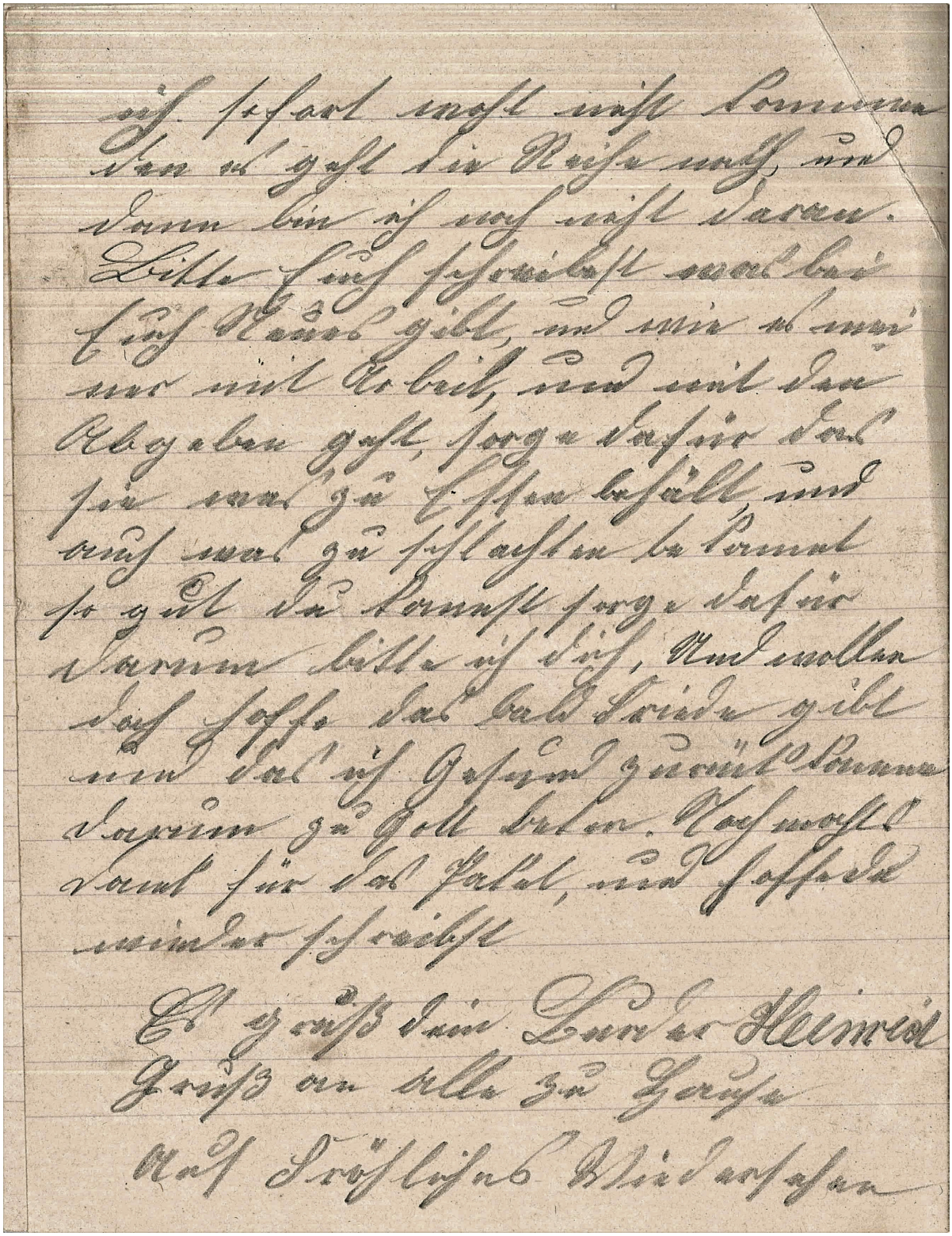
* Gemeint ist Echtermeyers Ehefrau.



Faksimile 5: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 7. November 1916, Briefumschlag (Vorder- und Rückseite)



Faksimile 5: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und Schwägerin, Feldpostbrief vom 7. November 1916, S. 1



Faksimile 5: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und Schwägerin, Feldpostbrief vom 7. November 1916, S. 2

Zwischen den Zeilen

Die soziale und psychologische Funktion von Feldpostbriefen

Lucinda Jäger

Wer heute etwas über den Krieg aus Feldpostbriefen herausfiltern möchte, der werde – so der Literaturwissenschaftler Jens Ebert über die Arbeit mit dieser Quelle – in vielen Fällen im ersten Moment enttäuscht, ja bleibe beim Lesen „hilflos zurück".[1] Denn ebenso oft verwundern nicht nur die Themen, sondern auch die Art, wie über diese geschrieben wird. Mehr noch werfen gerade jene Themen Fragen auf, die in der Feldpostkommunikation ausgespart bleiben: der Kriegs- und Frontalltag und die damit verbundenen, meist negativen und folglich traumatischen Erlebnisse der Soldaten. Auch in den Briefen Heinrich Echtermeyers an seinen Bruder Bernhard wird die Kriegswirklichkeit oftmals allein fragmentarisch beschrieben. In den 57 überlieferten Feldpostbriefen und -karten berichtet er allenfalls sporadisch und wenn, so wenig detailliert über die von ihm erlebten Kriegsereignisse an der Ostfront. Stattdessen überwiegen scheinbar triviale Themen wie Wettereindrücke und Naturwahrnehmungen, Fragen nach der Heimat oder sich wiederholende Begrüßungs- und Abschiedsformeln.[2]

Feldpostbriefe erfüllten sowohl für Soldaten als auch für deren Verwandte in der Heimat eine soziale und psychologische Funktion: Sie ermöglichten ein Aufrechterhalten der familiären und sozialen Netzwerke, festigten beidseitig soziale Bindungen.[3] Der Historiker und Geschichtsdidaktiker Peter Knoch beschreibt Feldpostbriefe als „lebenswichtige Verbindungsfäden zwischen getrennten Menschen; sie geben dem Frontsoldaten inneren Halt und Lebenssinn, den Verwandten daheim sind sie immer aufs neue Lebenszeichen".[4] Auch der Historiker Nikolaus Buschmann betont die Bedeutung der Heimat für die

---

1 Jens Ebert, Überlebenszeichen. Feldpostbriefe des Zweiten Weltkriegs. Einführungsvortrag zur gleichnamigen Ausstellung am 8. April 2005 im Museum für Kommunikation Berlin, online abrufbar unter http://www.feldpost-archiv.de/08-x-ebert.shtml [22.1.2015].

2 Siehe dazu die Kommentare von Niklas Maximilian Schepp, Jakob Heyman und Florian Steinfals in diesem Buch.

3 Clemens Schwender, „Feldpost als Medium sozialer Kommunikation", in: Veit Didczuneit/Jens Ebert/Thomas Jande (Hg.), Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege. Essen 2011, S. 127–138, hier S. 138.

4 Peter Knoch, „Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung", in: Geschichtsdidaktik. Probleme – Projekte – Perspektiven, Jg. 11 (1986), S. 154–171, hier S. 157.

Soldaten, die für sie als lebensnotwendige Orientierung in der Lebenswelt des Krieges gedeutet werden könne.[5] Dies gilt gleichermaßen für Heinrich Echtermeyer, wenn er schreibt, „es hat mir gefreut, das du auch mahl geschrieben hast, den man hört gern was von der Heimat".[6] Auch aus seinem in einer Feldpostkarte geäußerten Wunsch nach mehr Informationen von zu Hause – „Ich hoffe du wieder schreibst, was so alles in der Heimat gibt"[7] – wird ersichtlich, wie sehr diese eine Flucht in das Vertraute bieten können. Neben der Sorge um und die Sehnsucht nach der Heimat symbolisiere sie im Kontrast zu dem Kriegserleben nicht nur eine „heile", sondern zusätzlich auch sinnhafte Welt.[8] Eine Fokussierung auf diese kann als Schutzschild gegen die Erfahrungen des Krieges fungieren. Mit der Erinnerung an die Heimat, das Zuhause und die Familie steht dem Soldaten ein Gegen- und Zukunftsbild zum Krieg zur Verfügung: „Ich hoffe du oft schreibs von alles in der Heimat gibt, den hier in Graben hört man nichts."[9] Buschmann deutet eine solche Beschäftigung mit Ereignissen aus der Heimat als Möglichkeit, die gegenwärtige Lebenslage als ein vorübergehendes und damit überwindbares Schicksal anzusehen.[10]

Der Heimaturlaub bot Soldaten ebenfalls eine Möglichkeit, die räumliche Distanz für kurze Zeit zu überwinden und am sozialen Leben zuhause teilzuhaben. Unter Berücksichtigung dieses Aspekts erklärt sich, warum die Planung der Einreichung von Urlaubsgesuchen einen so großen Teil der Feldpostbriefe und -karten Heinrich Echtermeyers einnimmt: „Urlaub werde ich sofort wohl nicht kommen den es geht die Reihe nach, und dann bin ich noch nicht daran. Bitte Euch schreibest mal bei Euch Neues gibt […]."[11] Der Wunsch nach einem Heimaturlaub ist bei ihm häufig mit der Forderung nach Informationen aus der Heimat verbunden, da sich Heinrich Echtermeyer sowohl um seine

---

5 Nikolaus Buschmann, „Verschwiegener Krieg. Kommunikation zwischen Front und Heimatfront", in: Gerhard Hirschfeld (Hg.), Kriegserfahrungen: Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs. Essen 1997, S. 208–224, hier S. 217.

6 Feldpostbrief vom 2. September 1917.

7 Feldpostkarte vom 12. Juli 1917.

8 Hier und im Folgenden Buschmann, Verschwiegener Krieg, S. 217f.

9 Feldpostbrief vom 12. September 1917.

10 Buschmann, Verschwiegener Krieg, S. 217. Das Schreiben über Alltägliches suggerierte eine vermeintliche „Normalität" und ermöglichte es, mit der Heimat in Verbindung zu bleiben. Siehe dazu Martin Humbug, „‚Jedes Wort ist falsch und wahr – das ist das Wesen des Worts.' Vom Schreiben und Schweigen in der Feldpost", in: Didczuneit/Ebert/Jande, Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg, S. 75–85, hier S. 79.

11 Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 7. November 1916. Siehe zum Thema Urlaub den Kommentar von Lukas Boch und Michael Boch in diesem Buch.

Familie als auch um seinen Hof sorgte. Deshalb wies er seinen Bruder an, Urlaubsgesuche nach Erntezeiten zu planen.[12]

Neben der Heimat finden sich zahlreiche Wetter- und Naturbeschreibungen in Echtermeyers Briefen; so schreibt er „[h]ier ist jetzt gutes Wetter, und hier ist auch guten Boden“[13] oder stellt fest: „[D]as Wetter ist hier jetzt schlecht. so Naß, Kalt.“[14] Nicht nur die Beschreibung des Wetters sondern auch die Charakteristik der Landschaft erscheinen dabei zunächst trivial, doch wohnt diesen nicht selten eine tiefergehende Bedeutung inne: Zum einen war die Wetterlage für Soldaten an der Front außerordentlich wichtig für ihre Gesundheit, da die Soldaten in den Schützengräben sowie im Feld der Witterung ausgesetzt waren. In diesem Zusammenhang stellten die Wetterbedingungen auch einen relevanten Faktor für die Stimmung innerhalb eines Regiments dar. Bei Echtermeyer klingt das beispielsweise so: „Hier ist durch weg gutes Wetter, wenig Regen, und das ist für uns, hier im Graben viel wert […].“[15] Zum anderen zeigt die Beschreibung der Bodenbeschaffenheit, dass Echtermeyer zwar Soldat sein musste, sich in seiner Wahrnehmung von Natur und Wetterlage jedoch stets der Landwirt bemerkbar macht.

Häufig schildert er das Wetter, ohne auf das Kriegsgeschehen an der Ostfront näher einzugehen. Es ist vorstellbar, dass diesen Wetterbeschreibungen eine psychologische wie soziale Funktion innewohnt, ist es Echtermeyer doch anhand ihrer möglich, seinen Frontalltag zu schildern, ohne sich über etwaige eigene traumatische Kriegserfahrungen zu äußern oder sich schriftlich mit ihnen auseinandersetzen zu müssen. Schreibt er hingegen doch einmal über den Krieg und seine damit verbundenen Gefühle, geschieht dies eher versteckt.[16] Die wenigen Male, in denen er über solche Fronterlebnisse spricht, wirken eher distanziert:

> „Ein Krieg ist doch schrecklich für die, die Mannschaften die da im Felde sind, und die Gegend wo er abgehalten wird, alles verwüstet bleib fast kein Gebäude stehen. Traurig wenn man sieht viel die Bewohner flüchten müßen. Wie mir an

[12] Feldpostbrief vom 20. März 1917: „Zu Urlaub komme ich fort nach […] wenn es noch zur Frühjahrbestellung ist.“
[13] Feldpostbrief vom 12. April 1917.
[14] Feldpostkarte vom 2. November 1918.
[15] Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 31. August 1916.
[16] Siehe dazu die Kommentare von Fabian Köster und Dennis Krause sowie von Marc Berlsmann in diesem Buch.

kamen in die Gegend von Kowel wovon auch noch welche die geflüchtet waren sieht traurig aus, haben dann nicht keine Unterkunft.“[17]

Es ist – wenn überhaupt – zumeist das Leid der anderen, das er beschreibt. So ist es Echtermeyer möglich, über den Krieg zu schreiben, ohne die Distanz zwischen ihm und seiner Familie in der Heimat auch emotional zu vergrößern.

Bei genauerer Betrachtung der von Echtermeyer in seinen Feldpostbriefen und -karten verwendeten Abschiedsformeln lässt sich eine Veränderung[18] seiner Kriegswahrnehmung erkennen. Dies zeigt sich beispielsweise in seinem Feldpostbrief vom 12. April 1917: „[W]ollen hoffen das ich bald aus Graben komme, und das der Elende Krieg bald zu Ende geht […].“[19]

Hier schreibt Heinrich Echtermeyer zum ersten Mal von einem „[e]lende[n] Krieg“, während er zuvor nur den Terminus Krieg ohne ein bewertendes Adjektiv verwendete. In nahezu allen Briefen formuliert er zum Abschluss, wie sehr er hoffe, der Krieg möge bald ein Ende nehmen. Von einem „[e]lende[n] Krieg“ oder Elend, das durch den Krieg hervorgerufen wurde, ist dabei allerdings lediglich in fünf von insgesamt 57 Briefen und Postkarten die Rede. In diesen Feldpostbriefen, der erste aus dem April 1917,[20] wird eine Veränderung der Stimmung Echtermeyers erkennbar, an der er auch seinen Bruder in der Heimat teilhaben lässt. Doch einmal mehr zeigt sich: Er gibt zwar seinen Emotionen Freiraum, ohne dabei jedoch detailliert auf Ereignisse an der Ostfront einzugehen, die seine Veränderung hervorgerufen haben könnten.

Ein tiefergehender Blick auf die nur vermeintlich trivialen Themen in Feldpostbriefen – das Lesen zwischen den Zeilen – erweist sich für deren Verständnis als unverzichtbar, können doch Feldpostsendungen wichtige Informationen zu sozialen und psychologischen Kommunikationsabläufen während des Kriegsalltags liefern.

[17] Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 20. August 1916.
[18] Siehe dazu den Kommentar von Jakob Heyman in diesem Buch.
[19] Feldpostbrief vom 12. April 1917.
[20] In insgesamt fünf Feldpostbriefen ist das Worte „Elend“ zu finden. Siehe Feldpostbrief vom 12. April 2017, Feldpostbrief vom 25. Juli 1917, Feldpostbrief vom 2. September 1917, Feldpostbrief vom 26. Januar 1918 und Feldpostbrief vom 24. Juli 1918.

Feldpostbrief, 25. November 1916

Geschrieben den 25.11.16.

Lieber Bruder

deinen Brief von 19 in Gesundheit erhalten, und hoffe Ihr alle Gut Zufrieden seit. Wie Du schreibst ist bei euch ja alles eingezogen, und hier werden welche entlassen, die in Fabriken Arbeiten zur herstellung von Kriegsmaterial, was das alle noch werden soll, weiß ich nicht. Das Urlaubs-Gesuch ist ja wieder abgelehnt, da bin ich nichts von gewahr worden den unser Hauptmann ist da auch nicht für, und komme da auch nicht mit in berührung, den der ist im Graben, und ich bin bei der Küche, muß da helfen, und des Abends Lebensmittel zur Stellung fahren, und auch manmahl fahren für die Kompanie des Tags, und soviel sollen die Tiere auch nicht machen, das sind kleine Pferde, er hat in ganzen 4 Pferde 3 kleine, und sein Reitpferd. Ich habe es jetzt besser als ich die andern noch hatte, brauch des Abends kein Material mehr zur Stellung fahren, das sollen die Tiere ~~s~~nicht, sonst Arbeit genug. Aber es gefällt mir doch besser wie in Graben das Posten stehen. du schreibst von eine Bittschrihft *[Bittschrift]* an Haupt zu schicken, ich glaube das es nichts nützs den er ist da nicht vor, das soll die Reihe nach gehen. Meine Frau schreibst den Haupmann eine Kiste Zigarren schicken, das vor allen nicht, ich glaube das man ihn damit Ärgerte. ~~Ich~~ Ihr könnt ja eine Bittschrift an ihn schicken, glauben tue ich nichts daran, und dann vieleicht auch nur 10 Tage, und wenns die Reihe nach geht gibs 21 Tage. Ihr könnt es machen wie Euch dünkt aber ich glaube nichts daran, ich glaube, wenn Ihr Euch die Mühe nur spart. Nun hoffe ich du schreibst wie Ihr gemacht habet und was bei Euch Neues gibt hier ist alle Tage das Nämliche wird man von Sonntag oder Werktag nichts gewahr.

Nun hoffe ich du bald wieder schreibst, und der Krieg bald ein Ende nimet, darum zu Gott beten, und das Bittgesuch ich glaube das laß nur sein. es könnte dann auch sein das ich auch von diesen Posten käme.

Herzlichen Gruß sendet dir dein Bruder aus weiter Ferne
Heinrich

Die Addresse An Herrn Hauptmann
der 7. Kompanie 2 Bat *[Bataillon]*

Land Inf Reg *[Landwehr-Infanterie-Regiment]* 39/92
Inf *[Infanterie]* division

Feldpostkarte, 28. November 1916

Geschrieben den 28.11 1916

Lieber Bruder!

Kann dir Mitteilen das ich gut zufrieden [*ergänzt:* bin], und von Euch hoffe. Mir gehts hier noch gut, und jetzt schönes Tauwetter. Und ich glaube das ich die ~~At~~ Arbeit, die ich jetzt habe, wohl noch wohl behalte, das Fahren. Nun hoffe ich du mahl wieder schreibst, und wie es meiner Frau geht.

Herzlichen Gruß sendet dir dein Bruder Heinrich aus weiter Ferne / Auf Wieder [*seitlich geschrieben:* sehen]

Feldpostkarte, 18. Dezember 1916

Geschrieben 18.12.1916

Lieber und B. *[Bruder]* und Schwä. *[Schwägerin]*

Bin noch gut Gesund, und von Euch alle hoffe. Da wir dies Jahr Weihnachs Fest nicht zusammen können, so wünsche ich ~~dir~~ Euch alle ein Fröhliches Seliges Weihnachs Fest. Und dann hoffe ich Ihr schreibst. Herzlichen Gruß aus Rußland sendet dir

dein Bruder Heinrich
[*Karte unten links eingerissen:* Auf] Wiedersehen

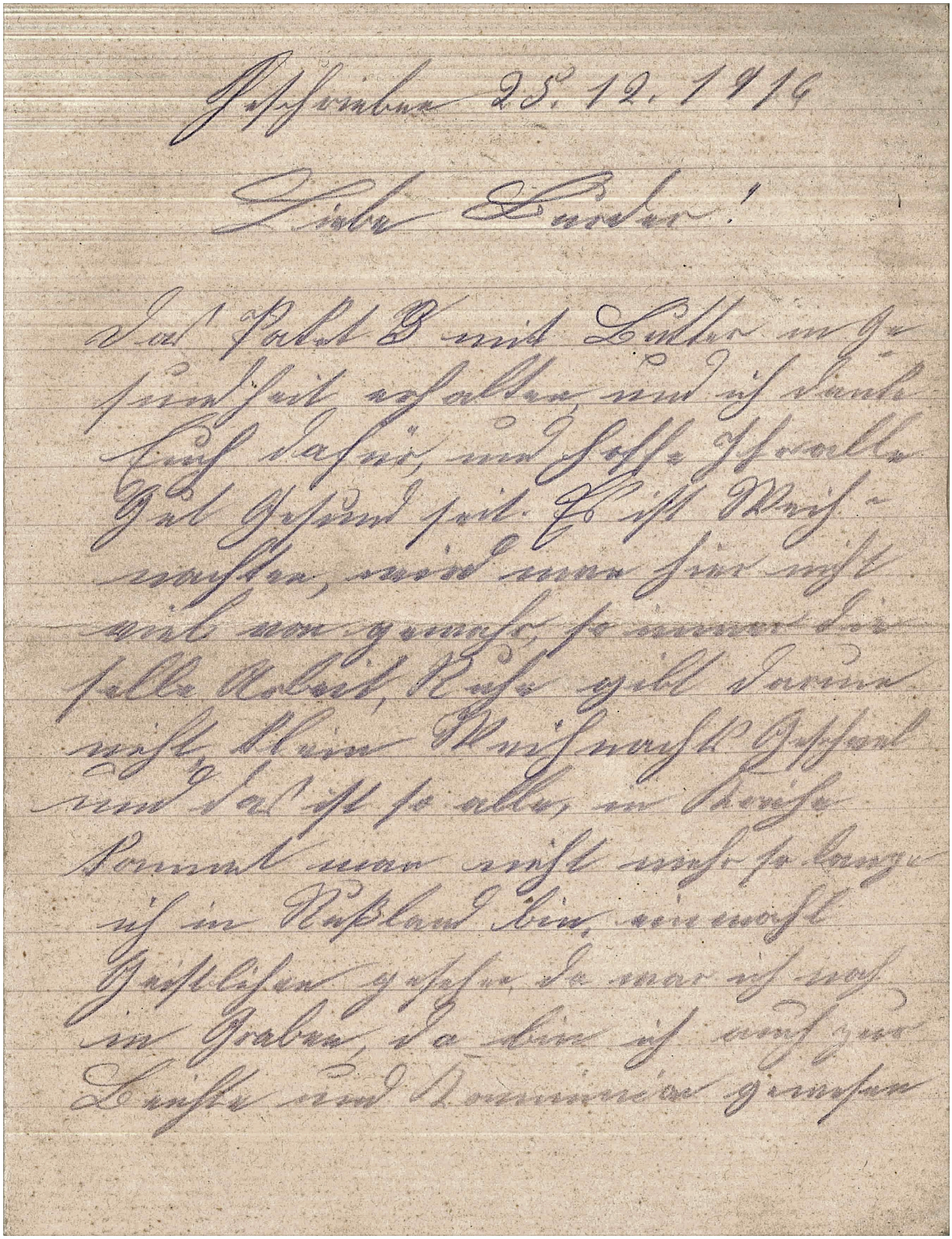
Feldpostbrief, 25. Dezember 1916

Geschrieben 25.12.1916

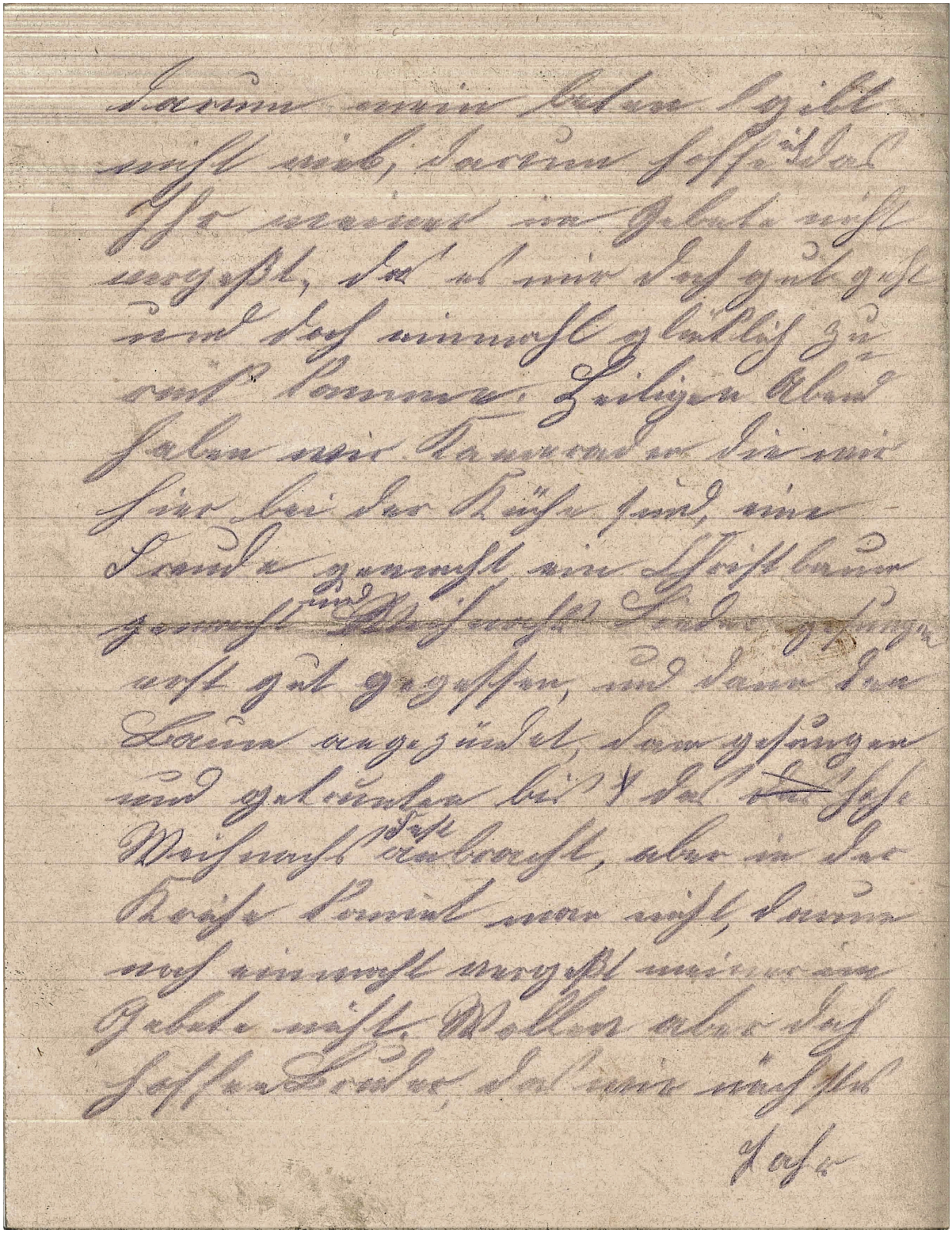
Lieber Bruder!

Das Paket ~~7~~ 9 mit Butter in Gesundheit erhalten, und ich danke Euch dafür, und hoffe Ihr alle Gut Gesund seit. Es ist Weihnachten, wird nur hier nicht viel von gewahr, so immer die selbe Arbeit, Ruhe gibt darum nicht, klein Weihnachts Geschenk und das ist so alle, in Kirche kommt man nicht mehr so lange ich in Rußland bin, ein mahl Geistlichen gesehen, da war ich noch in Graben, da bin ich auch zur Beichte und Kommunion gewesen darum mein beten ~~l~~ gibt nicht viel, darum hoffe [*ergänzt:* ich] das Ihr meiner in Gebet nicht vergeßt, das es mir doch gut gehe und doch einmahl glücklich zurück komme. Heiligen Abend haben wir Kammeraden die wir hier bei der Küche sind, eine Freude gemacht ein Christbaum gemacht [*ergänzt:* und] Weihnachts Lieder gesungen erst gut gegessen, und dann den Baum angezündet, dann gesungen und getrunken bis ~~s~~ das ~~das~~ hohe Weihnachts [*ergänzt:* fest] anbracht, aber in der Kirche kommt man nicht, darum noch einmahl vergeßt meiner im Gebete nicht. Wollen aber doch hoffen Bruder, das wir nächstes Jahr wieder in die Heimat feier können das ich in Urlaub komme braucht Ihr vorläufig noch nicht auf zu rechnen, das dauer noch was darum hoffe ich du meiner so gut zurehet *[zuredest]* hilft wie du kannst, das sie doch was zu Essen für die Kinder behält, den das ist ja die Haupt sache, den so lange ich hier bei die Küche, und bei den Fahrern bleibe kann ich noch wohl aushalten, aber außer Lebensgefahr bin ich nicht. Nun schieße *[schließe]* ich, und hoffe du wieder schreibt. Und wünsch es dir mit sanft *[samt]* deiner Frau und Kinder ein fröhliches Seliges Neujahr.

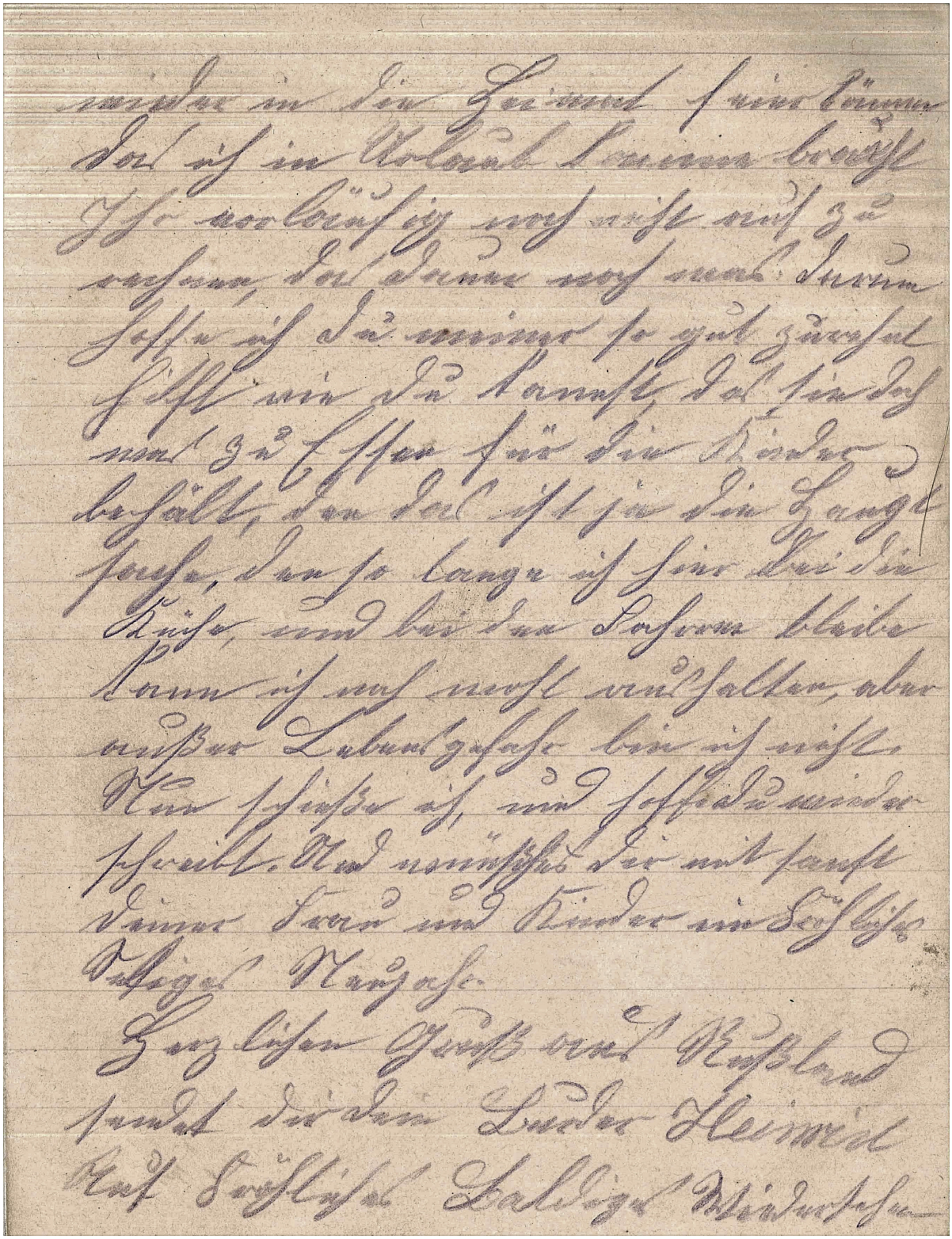
Herzlichen Gruß aus Rußland sendet dir dein Bruder Heinrich
Auf fröhliches Baldiges Wiedersehen



Faksimile 6: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 25. Dezember 1916, S. 1



Faksimile 6: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 25. Dezember 1916, S. 2



Faksimile 6: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 25. Dezember 1916, S. 3

Beten im Schützengraben

Heinrich Echtermeyers Verständnis von der Kraft des Fürbittens

Jörg Schlarb

Während des Ersten Weltkrieges war der Glaube ein wichtiger Bestandteil des Vorstellungs- und Deutungshorizontes der Beteiligten. Denn wie die jüngere geschichtswissenschaftliche Forschung zuletzt herausgearbeitet hat, waren religiöse Deutungen mit Blick auf die Kriegserfahrung des ersten maschinell geführten Krieges auf kollektiver wie individueller Ebene von immenser Bedeutung. So zeigten sich beide großen christlichen Kirchen des Kaiserreiches seit 1871 – wenngleich aus unterschiedlichen Gründen[1] – mehr und mehr bereit, „den gesellschaftlichen und politischen Status quo mit Waffengewalt zu verteidigen".[2] Je näher eine mögliche militärische Auseinandersetzung in Mitteleuropa rückte, desto stärker wurde die Verteidigung der Nation als religiöse Aufgabe verstanden.

Es verwundert daher nicht, dass auch auf individueller Ebene, die infolge einer intensiven Auseinandersetzung mit Feldpostbriefen und -karten in den Fokus der neueren Forschung gerückt ist, die erlebte Kriegswirklichkeit religiös reflektiert wurde. Viele Soldaten suchten in ihrem Glauben Sinn,[3] Rechtfertigung[4] und Schutz.[5] Doch ist zugleich eine wachsende Kritik an den Fähigkeiten und der Moral der Frontpriester aus zahlreichen Feldpostbriefen herauszulesen, die auch einen vermeintlichen religiösen wie moralischen Sittenverfall innerhalb des Offizierskorps und der kämpfenden Truppe thematisieren.[6] Vielfach entwickelte sich aus dieser Kritik eine Art Abkehr von der institutionalisierten Religion,[7] die zu einer Hinwendung zu mythischen oder kultischen Gedanken

---

1 Zu den unterschiedlichen Entwicklungen des katholischen wie protestantischen Glaubens siehe Gerd-Walther Fritsche, „Bedingungen des individuellen Kriegserlebnisses", in: Peter Knoch (Hg.), Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung. Stuttgart 1989, S. 114–152, hier S. 136–140.

2 Hier und im Folgenden ebd., S. 140.

3 Peter Knoch, „Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung", in: Geschichtsdidaktik. Probleme – Projekte – Perspektiven, Jg. 11 (1986), S. 154–171, hier S. 166f.

4 Fritsche, Bedingungen des individuellen Kriegserlebnisses, S. 140f.

5 Siehe dazu Bernd Ulrich/Benjamin Ziemann (Hg.), Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Ein historisches Lesebuch. Essen 2008, S. 75.

6 Ebd., S. 176f.

7 Aribert Reimann, „Die Heile Welt im Stahlgewitter: Deutsche und englische Feldpost aus dem Ersten Weltkrieg", in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Dieter Langewiesche/Hans-Peter Ullmann (Hg.), Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkrieges. Essen 1997, S. 129–145, hier S. 135f.

führte.[8] Die religiösen Aussagen des Frontsoldaten Heinrich Echtermeyers knüpfen an die hier aufgezeigten Ergebnisse der Feldpostforschung an, vermitteln darüber hinaus aber auch einen tiefen Einblick in das individuelle Religionsverständnis eines katholischen Landwirts des frühen 20. Jahrhunderts.

In rund 40 Prozent aller Briefe[9] Heinrich Echtermeyers an seinen Bruder Bernhard finden sich religiöse Bemerkungen. Im Zeitraum zwischen dem 1. Januar 1917 und dem 31. Juli 1917 sind es sogar mehr als 70 Prozent.[10] Am häufigsten fordert Echtermeyer seine Verwandten in der Heimat dazu auf, für ihn zu beten.[11] So schreibt Echtermeyer noch relativ zu Beginn seiner Einsatzzeit „Auf fröhliches Wiedersehen, und gedenk meiner in Gebete".[12] Obwohl diese Aufforderung immer wieder auftaucht, ist sie nicht bloß eine redundante Abschlussformel. Denn bei genauerer Betrachtung zeigt sich, welche Hoffnungen er durch die mitunter leicht veränderte Aufforderung zum Gebet kommuniziert. Denn schon bald nachdem Echtermeyer an der Front angelangt ist,[13] findet sich in Zusammenhang mit jener Aufforderung immer häufiger der Wunsch nach Frieden und nach einer Rückkehr in die Heimat formuliert. Am 31. August 1916 schreibt er beispielsweise: „[D]och hoffe das der Krieg doch bald ein Ende nimmt, und ich Gesund wieder komme, darum wollen wir zu Gott beten."[14] Ein knappes Jahr später, am 1. Juli 1917, klingt es ganz ähnlich, schreibt er doch: „[I]ch bald herüber komme und bald der ersehnte Friede kommt; dazu flehet zu Gott."[15] Die Schrecken des Grabenkrieges, die Echtermeyer erst mit seiner Ankunft an der Front begreifen konnte, lassen in ihm den Wunsch erwachen, zeitnah nach Hause zurückzukehren. Dabei ist es für ihn weniger von Bedeutung, wie der Krieg endet, als dass er überhaupt endet – und das möglichst bald.[16]

---

8 Ebd., S. 136–138 und Ulrich/Ziemann, Frontalltag im Ersten Weltkrieg, S. 176f.

9 Heinrich Echtermeyer äußert sich in 23 der insgesamt 57 überlieferten Briefe religiös (40,35 Prozent).

10 In diesem Zeitraum sind es 15 Briefe mit religiösem Inhalt von insgesamt 21 (71,43 Prozent).

11 Nur in fünf der insgesamt 23 Briefe mit religiösen Formulierungen findet sich diese Aufforderung nicht.

12 Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostkarte vom 5. Juli 1916.

13 Siehe dazu den einführenden Kommentar von Max Möllering in diesem Buch.

14 Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 31. August 1916.

15 Feldpostbrief vom 1. Juli 1917.

16 Siehe dazu beispielsweise den Feldpostbrief vom 26. März 1917: „Haupsächlich wäre ja das bald alle wäre, und das ich glücklich zurück komme, darum fehle doch zu Gott für mich". Echtermeyer vertauschte beim Wort „fehle" wohl die Buchstaben, gemeint ist „flehe".

Die tiefere Bedeutung und Funktion der ständig wiederkehrenden Aufforderungen an seine Familie werden an anderer Stelle deutlich. In einem der ersten Briefe, den er von der Front nach Hause schickt, schreibt Echtermeyer seinem Bruder: „[D]en hier wird man nichts von gewahr, Sonntag oder Montag."[17] Diese Aussage findet sich noch in zwei weiteren Briefen.[18] Die Schlüsselstelle zur Einordnung und zum Verständnis dieser Äußerung formuliert Echtermeyer in seinem Brief vom Weihnachtstag 1916. Hier berichtet Echtermeyer zunächst, dass er, seit er in Russland sei, lediglich einmal einen Geistlichen gesehen, durch diesen die Beichte abgenommen und die Kommunion erhalten habe. Er schreibt weiter: „[…] darum mein beten gibt nicht viel, darum hoffe ich das Ihr meiner in Gebet nicht vergeßt, das es mir doch gut gehe und doch einmahl glücklich zurück komme."[19]

Aus seinem religiösen Verständnis heraus ist es Echtermeyer ungemein wichtig, dass seine Familie an seiner statt für ihn betet. Da er im Graben weder die Beichte ablegen, noch das Sakrament der Eucharistie empfangen kann, erscheinen ihm seine Bitten an Gott als nicht ausreichend, ja sein „beten gibt nicht viel". Er sieht daher seine Familie in der Pflicht, diese Aufgabe zu erfüllen,[20] damit er „glücklich zurück komme".[21] Echtermeyers Religionsverständnis erscheint daher stark von der Kausalität aus Ursache und Wirkung bestimmt, in dem das Beten eine vermittelnde Funktion erfüllt. Seine durch seine Bitten zum Ausdruck gebrachten Wünsche und Hoffnungen legen nahe, dass Echtermeyer die Religion als entscheidenden Schutzfaktor auf persönlicher Ebene versteht. Heinrich Echtermeyer geht es somit weder um das große Ganze, den gottgewollten Sieg der Nation, noch geht es ihm um die Bewertung entweder der Gottgefälligkeit des Lebens seiner Kameraden oder der Arbeit der Militärgeistlichen. Sein einziges Hoffen zielt darauf ab, möglichst bald und gesund in die Heimat zurückzukehren und auf ein zeitnahes Ende des Krieges.

---

17 Feldpostbrief vom 29. Juli 1916.

18 Siehe den Feldpostbrief vom 25. November 1916: „[H]ier ist alle Tage das Nämliche wird man von Sonntag oder Werktag nichts gewahr" sowie den Feldpostbrief an seine Schwägerin vom 29. Juli 1916: „Wollen doch hoffen das bald schluß wird, den hier mit war nichts von gewahr, Sonntag oder Montag."

19 Feldpostbrief vom 25. Dezember 1916. Die vorangegangene Textstelle lautet: „in Kirche kommt man nicht mehr so lange ich in Rußland bin, ein mahl Geistlichen gesehen, da war ich noch in Graben, da bin ich auch zur Beichte und Kommunion gewesen."

20 Im Feldpostbrief vom 27. März 1917 formuliert Echtermeyer: „Darum betet doch zu Gott für mich."

21 Feldpostbrief vom 26. März 1917.

Feldpostkarte, 4. Januar 1917

Absender:

Name Lstr *[Landsturmmann]*
Wohnung in Echtermeyer
7 Kom *[Kompanie]* 2 Bat *[Bataillon]*
Straße Nr. Kowel* Reg. *[Regiment]* 39.
92 Inf. divi. *[Infanterie-Division]*

An

Herrn B. Echtermeyer.
in Halverde.
Kr. *[Kreis]* Tecklenburg, Pr. *[Provinz]* Westfalen.

Geschrieben 4.1.17.

Lieber Bruder!

Kann dir mitteilen das ich Gesund bin, und von Euch alle hoffe. Gestern die Weihnachts, Pakete erhalten. ich danke dir dafür, nämlich 4 die abgeschickts hast, und eins was meiner Frau geschickt hat. Hier ist jetzt schlechtes Wetter. dann Frost, dann Tauwetter dann Regen oder Schnee, aber nicht ~~g~~ arg kalt. Sonst ist hier alles so bei alten, ich habe immer so die Nämliche Arbeit, aber man soll doch der Friede kommen, wollen hoffe es nicht lange mehr dauer, schreibe mahl wieder Es grüßt

dein B. *[Bruder]* Heinrich.

Feldpostkarte, 8. Januar 1917

Geschrieben den 8.1.1917

Lieber Bruder!

deine Karte in Gesundheit erhalten, und gelesen Ihr alle noch gut Gesund seit. Hier ist jetzt Winter, die Kälte so wie bei Euch, und sonst alles so bei alten, ~~vn~~ von Frieden hört man nichts mußt bange sein, das er fort noch nicht

* Unleserlich, womöglich „Kowel“.

kommt, In Urlaub komme ich fort noch wohl nicht, wenn es noch zur Frühjahr bestellung ist. Nun schließe ich, und hoffe du mal schreibst, und das ich glücklich zurück komme.

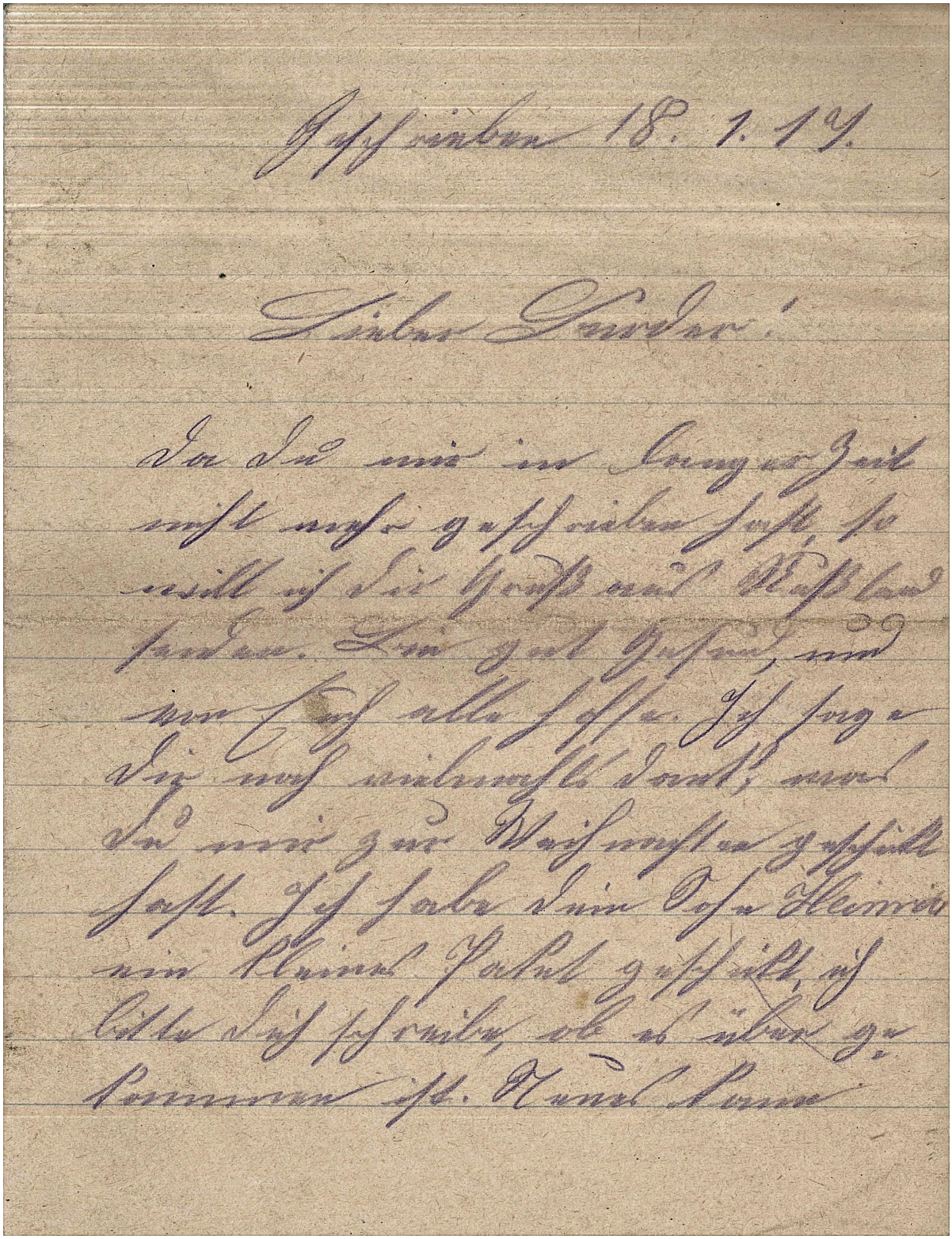
Es grüßt dir dein B. *[Bruder]* Heinrich
Auf Wiedersehen

Feldpostbrief, 18. Januar 1917

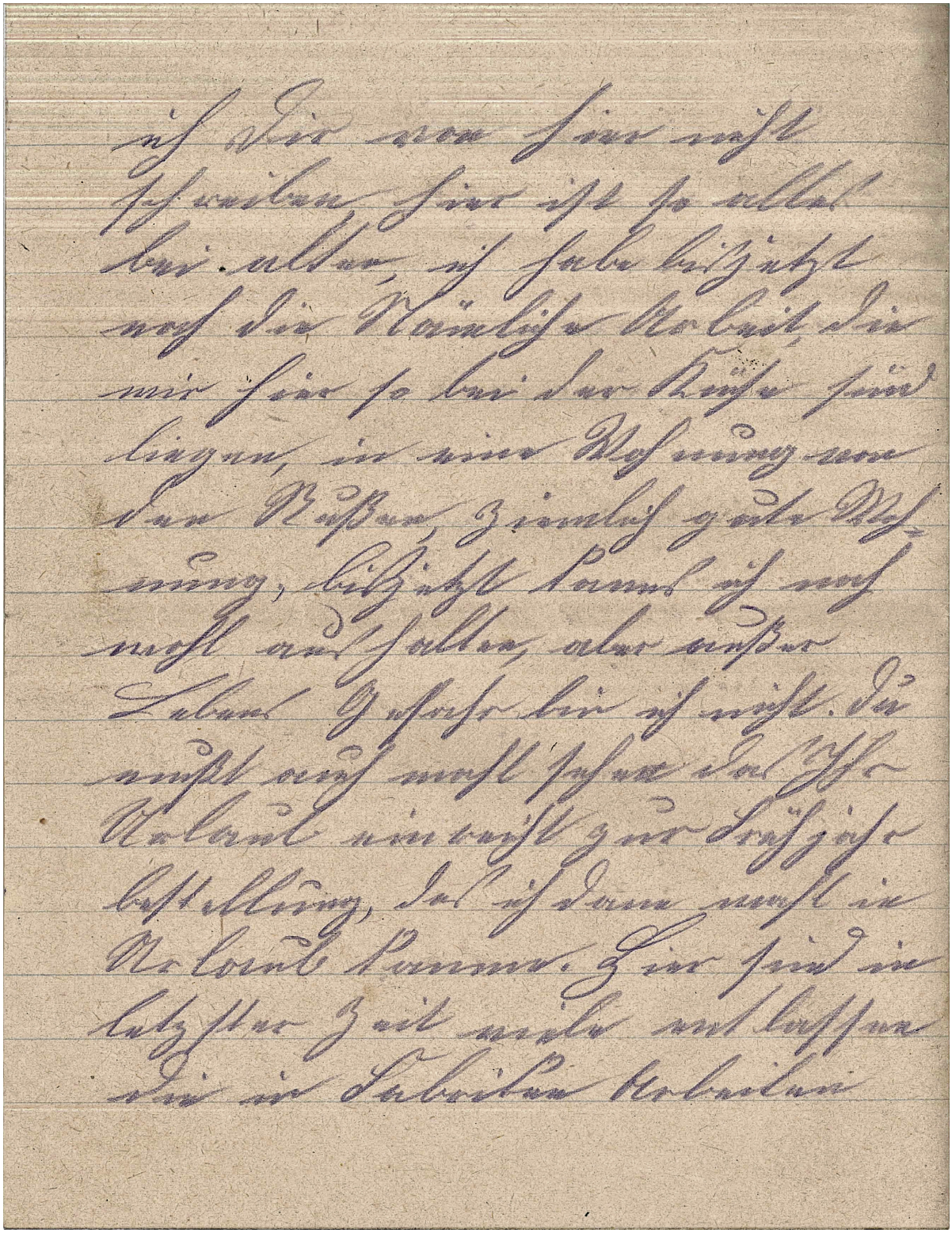
Geschrieben 18.1.17.

Lieber Bruder!

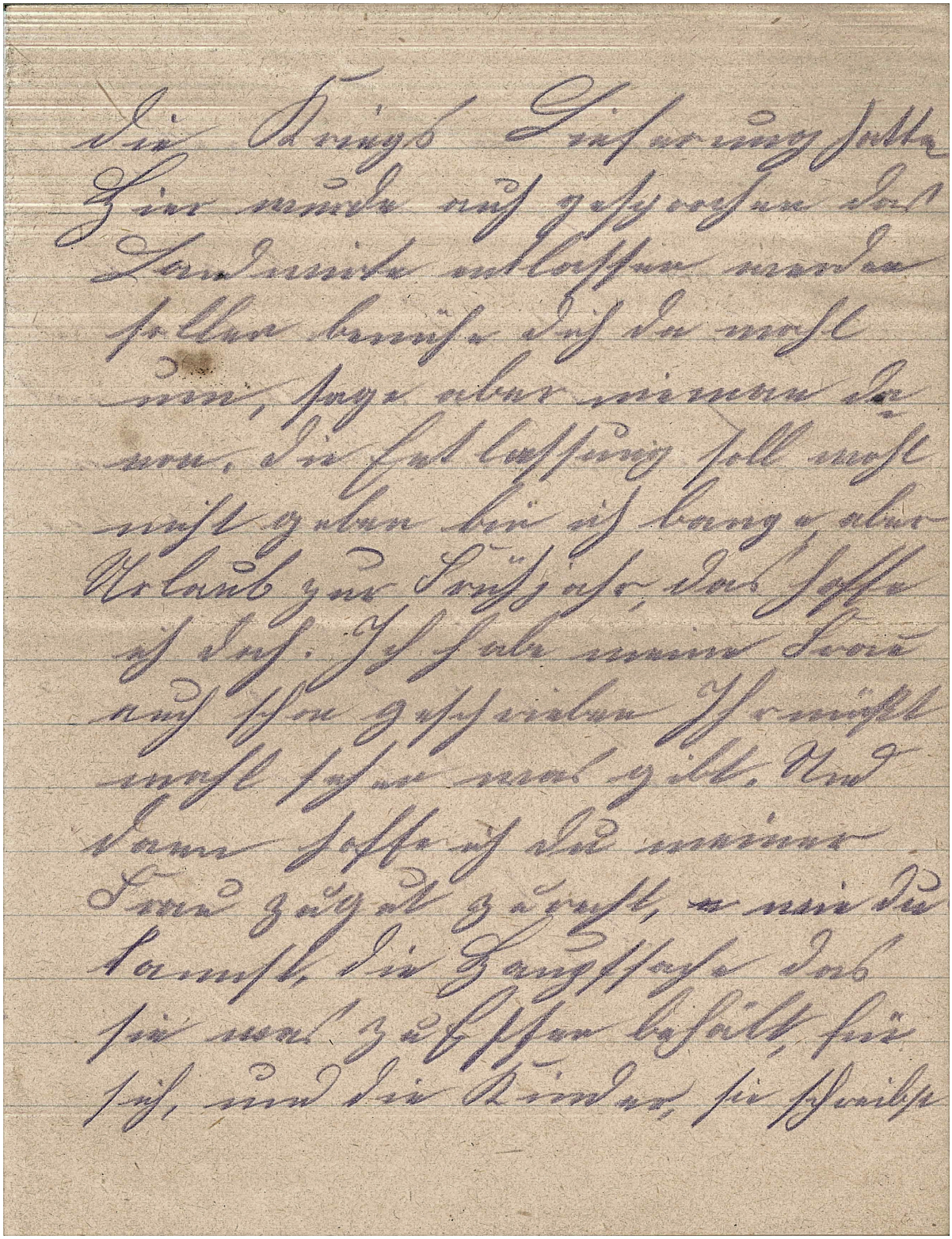
Da Du mir in langer Zeit nicht mehr geschrieben hast, so will ich dir Gruß aus Rußland senden. Bin gut Gesund, und von Euch alle hoffe. Ich sage Dir noch vielmahls Dank, was Du mir zur Weihnachten geschickt hast. Ich habe Dein Sohn Heinrich ein kleines Paket geschickt, ich bitte Dich schreibe, ob es über gekommen ist. Neues kann ich Dir von hier nicht schreiben, hier ist so alles bei alten, ich habe bis jetzt noch die Nämliche Arbeit, die mir hier so bei der Küche sind liegen, in einer Wohnung von den Rußen, ziemlich gute Wohnung, bis jetzt kanns ich noch wohl aushalten, aber außer Lebens Gefahr bin ich nicht. Du mußt auch mahl sehen das Ihr Urlaub einreicht zur Frühjahr bestellung, das ich dann mahl in Urlaub komm. Hier sind in letzter Zeit viele entlassen die in Fabriken Arbeiten die Kriegs Lieferung hatten. Hier wurde auch gesprochen das Landwirte entlassen werden sollen, bemühe dich da mahl um, sage aber nieman davon, die Entlassung soll wohl nicht geben bin ich bange, aber Urlaub zur Frühjahr, das hoffe ich doch. Ich habe meiner Frau auch schon geschrieben Ihr müßt mahl sehen was gibt. Und dann hoffe ich du meiner Frau zugut zurecht, ~~n~~ wie Du kannst, die Hauptsache das sie was zu Essen behält, für sich, und die Kinder, sie schreibst das sie Vieh hatt laß sie doch was schlachten, und verkaufen, sorge doch etwas dafür. Nun schieße *[schließe]* ich, und hoffe das Du schreibst was das alle gibt uns das bald Friede wird, und das ich glücklich zurückkomme. Darum zu Gott beten.
Es herzlich Dein
Bruder Heinrich
Auf Fröhliches baldiges Wiedersehen



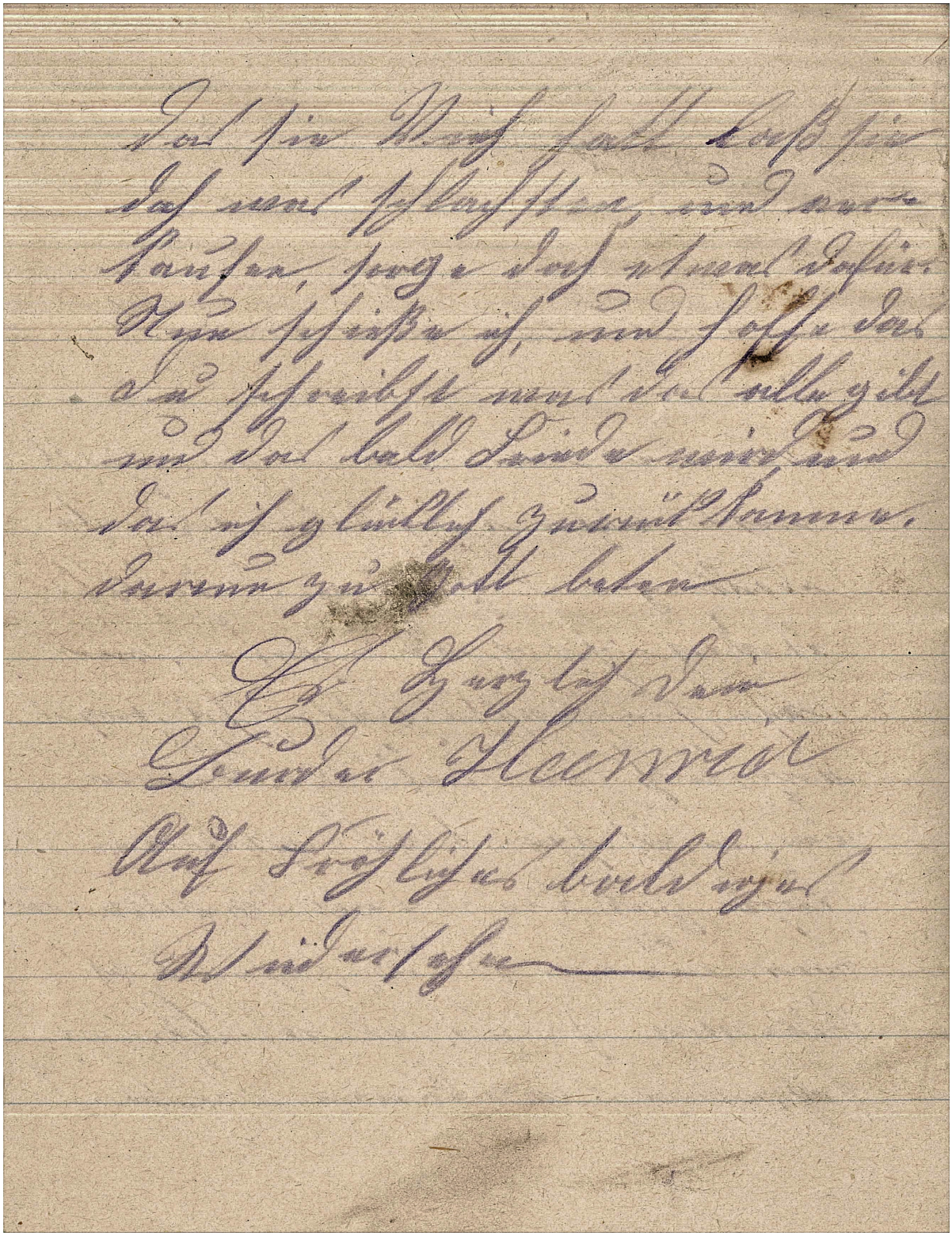
Faksimile 7: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 18. Januar 1917, S. 1



Faksimile 7: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 18. Januar 1917, S. 2



Faksimile 7: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 18. Januar 1917, S. 3



Faksimile 7: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 18. Januar 1917, S. 4

Die Abschiedsformel als Spiegel des Erlebten

Jakob Heyman

> „Nun schieße ich, und hoffe das Du schreibst was das alle gibt und das bald Friede wird, und das ich glücklich zurückkomme. Darum zu Gott beten. Es herzlich Dein Bruder Heinrich Auf Fröhliches baldiges Wiedersehen".[1]

Diese Verabschiedung wirkt auf den ersten Blick beinahe übertrieben lang. Trotzdem sind ähnlich lange Verabschiedungen in Echtermeyers Briefen keine Seltenheit. Doch wählte Echtermeyer in vielen Briefen auch deutlich kürzere Abschiedsformeln, so beispielsweise in seinem Brief vom 4. Juni 1916: „Gruß freundlich dein B. Heinrich".[2] In diesen Formeln sind, wie auch im Eingangszitat, verschiedene Aspekte zu erkennen, die in bestimmten Situationen verstärkt vorkommen. Besonders häufig vertreten ist dabei der Aspekt des gewünschten Wiedersehens, der durch verschiedene Adjektive wie beispielsweise fröhlich, glücklich oder gesund erweitert wird.[3] Ab dem 31. August 1916 wird der Wunsch nach Friede ein weiterer wiederkehrender Teil seiner Abschiedsformel.[4] Zudem findet sich mehrfach, insbesondere ab dem 18. Januar 1917, aber vereinzelt auch schon zuvor, eine religiöse Komponente in seiner Verabschiedung, bittet er doch seine Familie regelmäßig darum, für ihn oder das Ende des Krieges zu beten.[5]

Bei einer genaueren Analyse ist zu erkennen, dass seine Abschiedsformeln zu einem gewissen Grad von seinen Erlebnissen, über die er aus verschiedenen Gründen in seinen Briefen nicht direkt erzählt, beeinflusst sind.[6] Die erste Auffälligkeit findet sich in seiner Feldpostkarte vom 5. Juli 1916, in der er berichtet, er sei mit unbekanntem Ziel ausgerückt. Während er zuvor meist nur einen kurzen Abschiedsgruß schreibt, umfasst die Abschiedsformel hier

---

1 Feldpostbrief vom 18. Januar 1917. Beim Wort „schieße" scheint Echtermeyer den Buchstaben „l" vergessen zu haben – ein Fehler, der wohl durch die rasche Niederschrift zu erklären ist. In diesem Falle hieße es dann „schließe".

2 Feldpostkarte vom 4. Juni 1916.

3 Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostkarten vom 21. August und 7. Oktober 1916 sowie die Feldpostkarte an seinen Bruder Bernhard vom 27. Oktober 1916.

4 Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 31. August 1916.

5 Feldpostbrief vom 18. Januar 1917.

6 Siehe dazu den Kommentar von Fabian Köster und Dennis Krause in diesem Buch.

vier der acht Zeilen der gesamten Karte. Zum ersten Mal nutzt er nun die Formulierung „Auf fröhliches Wiedersehen“[7] und bittet Bruder und Schwägerin, ihn in seinen Gebeten zu bedenken. Diese Ausführliche Verabschiedung ist wohl dem Umstand geschuldet, dass er zuvor noch die Hoffnung hatte, seine Familie schnell wieder zu sehen, die sich aber nun mit dem Marschbefehl zunächst einmal zerschlagen hatte. Ob dieses Wiedersehen – wie in seiner Karte vom 14. Juni 1916 angedeutet[8] – durch einen Besuch geschehen sollte, der aus Bocholt natürlich viel leichter zu verwirklichen war als von der Front aus, oder aber durch ein erhofftes schnelles Kriegsende, ist hier unerheblich.

Im direkten Umfeld von Echtermeyers Einheit bei Kowel gab es ab dem 8. August 1916 heftige Angriffe.[9] Dies lässt sich in gewisser Weise auch anhand Echtermeyers Abschiedsformeln aus diesem Zeitraum nachvollziehen, äußert er doch ab nun vermehrt den Wunsch nach einem Ende des Krieges.[10] Auch die Hoffnung, dass er „[g]esund wieder komme“,[11] taucht hier das erste Mal auf und wird in den Briefen aus der Zeit in Kowel mehrmals wiederholt. In der Feldpostkarte vom 25. Januar 1917 dagegen, direkt nach der Abkommandierung des Bataillons aus Kowel, besteht die Abschiedsformel allein aus dem Wunsch, wieder einen Brief des Bruders zu erhalten, und einem einfachen Gruß. Es fehlen all die Bitten um ein schnelles Ende des Krieges und auch das zuvor erhoffte gesunde oder glückliche Wiedersehen wird nicht explizit erwähnt.[12]

An diesem Beispiel ist gut zu erkennen, dass Heinrich Echtermeyer diese Hoffnungen besonders dann zum Ausdruck bringt, wenn sie für ihn kaum erreichbar zu sein scheinen. Als er die Front am 23. Januar 1917 vorläufig verlässt, hat er möglicherweise die Hoffnung, nun tatsächlich nach Hause zurückzukehren. Doch als er Anfang März 1917 erneut verlegt wird, erkennt er, sich getäuscht zu haben und schließt mit dem schon fast resigniert wirkenden

---

7 Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostkarte vom 5. Juli 1916.

8 Feldpostkarte vom 14. Juni 1916: „Nun hoffe Ich das Ich bald herüber komme, und dann Mündlich mehr sprechen können […].“

9 Siehe dazu den einführenden Kommentar von Max Möllering in diesem Buch.

10 Siehe beispielsweise die Feldpostkarte vom 12. August und Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostkarte vom 21. August 1916.

11 Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 31. August 1916.

12 Feldpostkarte vom 25. Januar 1917.

Satz: „Wollen doch hoffen doch einmahl der Tag kommt, das man in die Heimat zurück kommt, darum betet zu Gott.“[13]

Vom 18. bis zum 25. Dezember 1916 sowie vom 27. März bis zum 12. April 1917 wird in einigen Abschiedsformulierungen ein auffälliger Verweis auf die Entfernung erkennbar, die zwischen dem Frontsoldaten und seiner Familie liegt, so beispielsweise „aus weiter Ferne“[14] oder „Gruß aus Rußland“.[15] Interessanterweise fallen in beide Zeiträume christliche Feiertage – zum einen das erste Weihnachtsfest, das Echtermeyer von seiner Familie getrennt erlebt, zum anderen das erste Osterfest seit seiner Einberufung. Die Vermutung liegt nahe, dass er gerade zu diesen Festen, die traditionell im Kreise der Familie begangen werden, Heimweh gehabt hat und dies auf diese Weise – möglicherweise unbewusst – ausdrückt. Es ist die allgemeine Tendenz festzustellen, dass Echtermeyers Abschiedsformulierungen beständig ausführlicher ausfallen, wenn er an der Front ist. In den Phasen, in denen er noch in der Ausbildung oder in der Etappe ist, beschränkt er sich meist auf Grüße und den Wunsch, mehr Post zu erhalten.

[13] Feldpostbrief vom 1. März 1917.
[14] Feldpostkarte vom 28. November 1916.
[15] Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostkarte vom 18. Dezember 1916.

Feldpostkarte, 25. Januar 1917

Geschrieben den 25.1 1917

Lieber Bruder!

da du nicht schreibst, so will ich Dir Gruß aus Rußland senden, bin gut Gesund und um Euch alle hoffe. Hier ist jetzt Winter, so kalt als bei Euch, wenn da Winter ist Sonst Neues gibt hier nicht. Nun hoffe ich das du auch mahl schreibst was bei Euch Neues gibt, den man hört gern was von der Heimat. Es grüßt

Dir Dein B. *[Bruder]* Heinrich

Feldpostbrief, 15. Februar 1917

Feldpost
An Herrn B. Echtermeyer.
in Halverde.
Kr. *[Kreis]* Tecklenburg
Pro *[Provinz]* Westfalen.

Abs. Lstr *[Landsturmmann]* Echtermeyer.
7 Kompanie 2 Bat. *[Bataillon]*
Landw. Inf. Reg. 39. *[Landwehr-Infanterie-Regiment]*

Geschrieben 15.2.17.

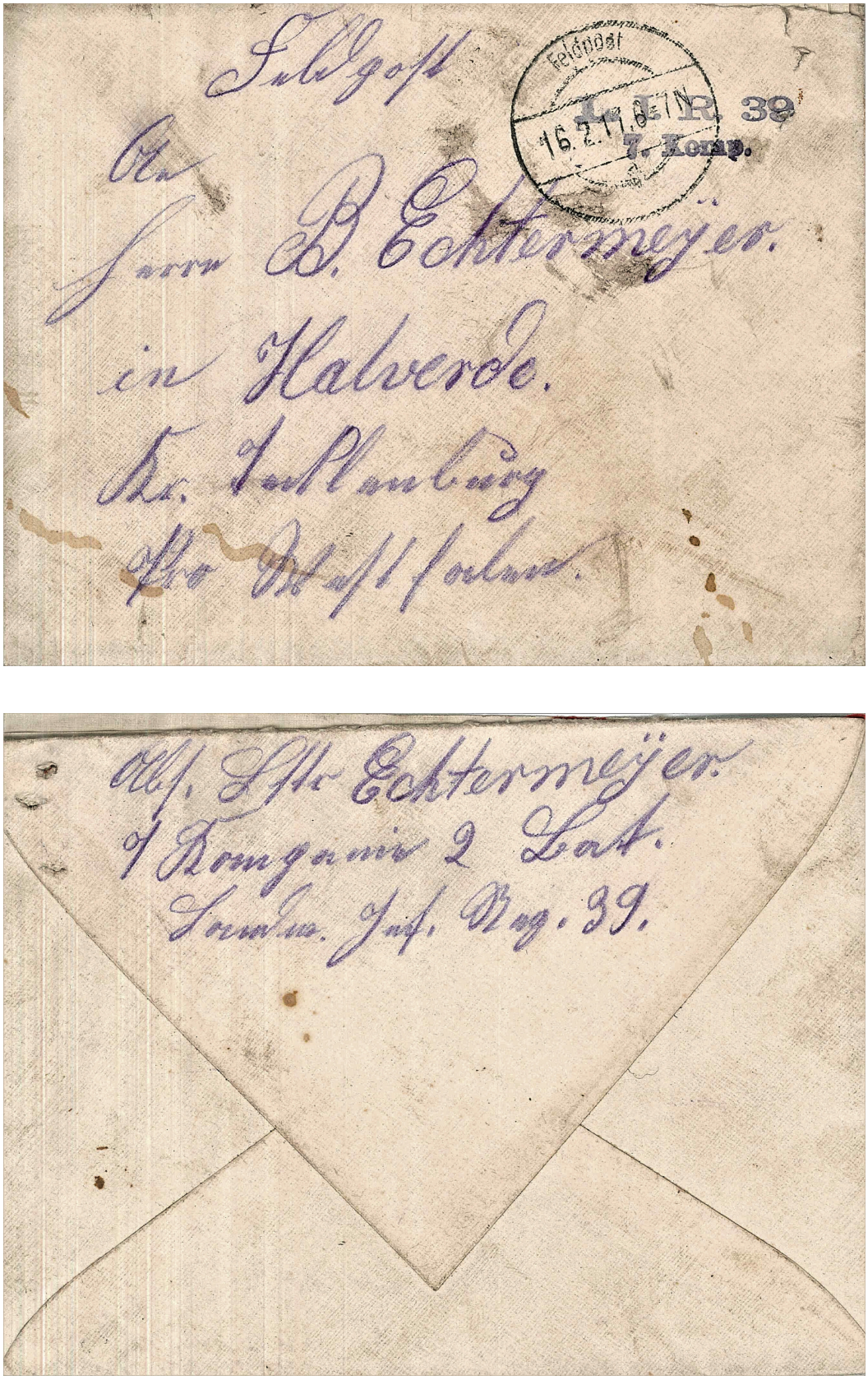
Lieber Bruder!

Deinen Brief in Gesundheit erhalten, und gesehen das Ihr alle gut Gesund seit. Wie Du mir schreibst, habt Ihr die Steuer Einschätzung von mir nicht gemacht. Die sollen hier ja wohl nicht hinschicken, den das kann ich hier schlecht machen kein Platz dazu, und so viele Zuschauer, ich hoffe das sie das nicht machen. Aber geht Du zu meiner Frau, da muß noch was liegen, von Rheine, den ich weiß so nicht, wie hoch ich mich damahls Eingeschätzt habe. Sei so gut und schreibe das ab und schicke es mir. Hier ist so alles bei alten, und immer noch Winter. Wollen doch hoffen das bald Schluß ist,

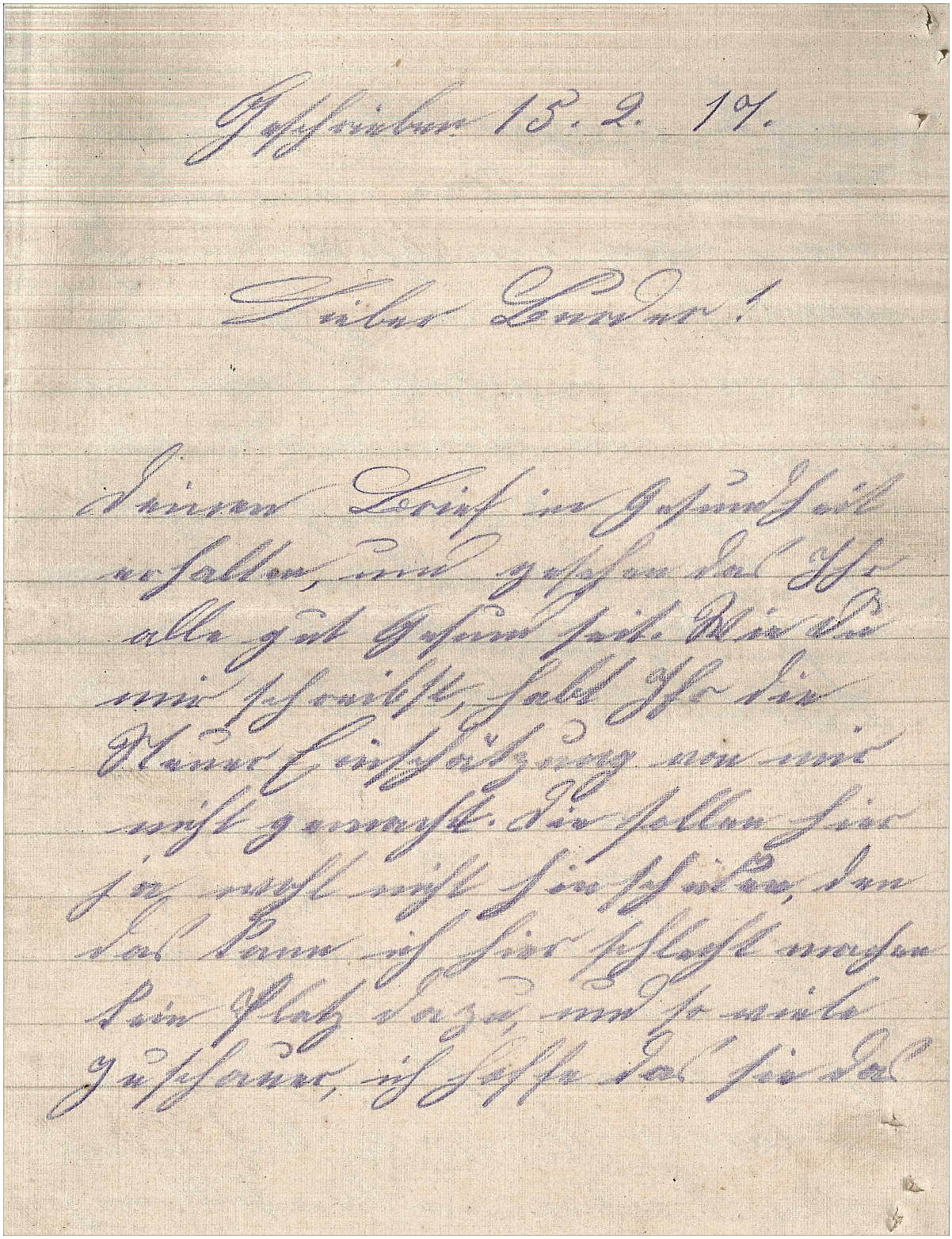
[unleserlich] und das ich glücklich zurück komme, darum zu Gott felhen *[flehen]*. Bitte Schreibe mir wieder, und seh zu ob Ihr davon nicht etwas finden könnt, schreibe es ab und schicke es mir. Es grüß Dir Dein Bruder Heinrich. Auf Addresse achter division und Oster fällt weg. *suchen*[*] *Sie mal nach ob nicht etwas von damals was wir in Rheine gemacht haben vorliegt dann werde ich es Ihm sicken [schicken] und die anleitung dabei geben, es wird vielleicht in ein Einwand sein und Steuer darauf stehen*

Mit gruß Bernh.

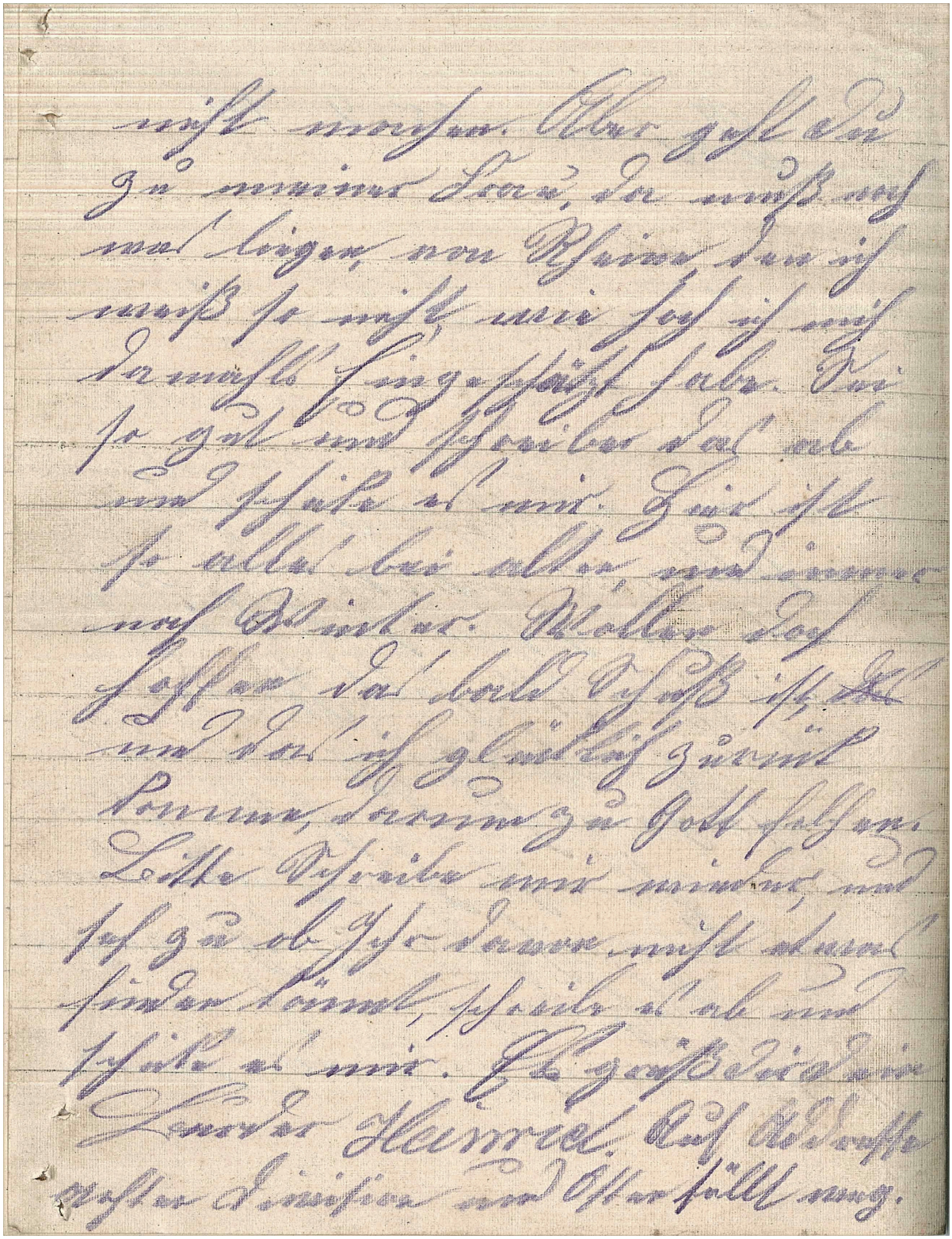
[*] Ab hier schreibt ganz offenbar sein Bruder Bernhard, nachdem er den Brief bekommen hat, eine strategische Anweisung.



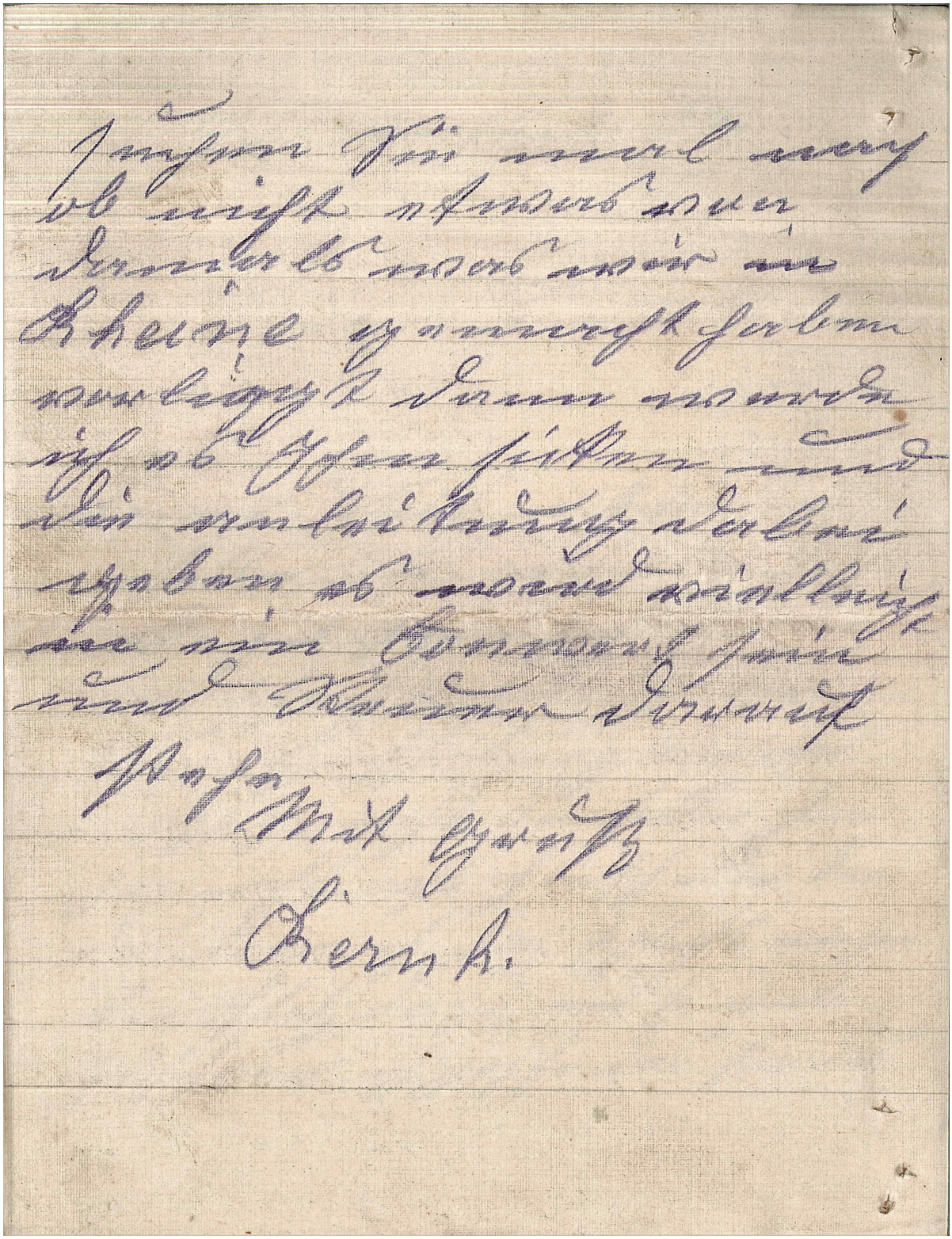
Faksimile 8: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 15. Februar 1917, Briefumschlag (Vorder- und Rückseite)



Faksimile 8: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 15. Februar 1917, S. 1



Faksimile 8: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 15. Februar 1917, S. 2



Faksimile 8: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 15. Februar 1917, S. 3

Systematik eines Urlaubs

Was der Krieg Heinrich Echtermeyer lehrte

Lukas Boch/Michael Boch

Bereits der erste überlieferte Feldpostbrief, den der Landwirt Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard schreibt, enthält die Bitte, ein Urlaubsgesuch beim örtlichen Amtmann einzureichen.[1] Diesen Wunsch formuliert er über seine gesamte Briefkorrespondenz hinweg immer wieder. In seinen überlieferten 57 Feldpostbriefen und Postkarten an seinen Bruder kommt das Wort „Urlaub" in jedem dritten,[2] der Begriff „Gesuch" in jeden fünften[3] Schreiben vor. Die enorme Wichtigkeit des Themas Urlaub lässt sich folglich schon an der schieren Quantität der Erwähnungen in seiner Korrespondenz erkennen. Dabei hat es den Anschein, als entwickele Echtermeyer regelrechte Gesuchsstrategien. Die Entwicklung dieses Systems manifestiert sich in den immer komplexer werdenden Anweisungen an seinen Bruder und wohl auch seine Frau, von denen wir über die Briefe an Bernhard Kenntnis erlangen. Offenbar ist für Echtermeyer ein Kompetenzzuwachs in einen Bereich nachzuweisen, den der Landwirt zuvor nicht berührte.

Urlaub ist dem Historiker Gerd Krumeich zufolge eines der knappsten Güter des Frontsoldaten.[4] Wann Soldaten in den Urlaub geschickt werden durften, wurde einzig und allein von der Obersten Heeresleitung bestimmt. Ein wichtiges Kriterium für die Bewilligung von Urlaub war dabei das Vorhandensein von freien Plätzen in den Zügen, die von der Front in die Heimat fuhren. Ob ein Soldat schließlich in die Heimat geschickt wurde, hing dabei von verschiedenen Faktoren ab. Einige dieser Faktoren spiegeln sich in den Briefen Echtermeyers an seinen Bruder Bernhard wider, so beispielsweise die Position in der Urlaubsreihenfolge des Bataillons,[5] die Urlaubsdauer der vergangenen Urlaube, besondere religiöse Festtage oder berufsspezifische Sperrzeiten.[6] Die zu Beurlaubenden wurden stets auf Divisionsebene ausgewählt, die sich vorher

[1] Feldpostbrief vom 26. Mai 1916: „Bitte frag, mahl aufs Amt ob meine Frau nicht Urlaubs Gesuch erreichen kann."
[2] 44-mal in 17 Briefen.
[3] 26-mal in 12 Briefen.
[4] Gerd Krumeich, Der Erste Weltkrieg. Die 101 wichtigsten Fragen. München 2014, S. 86.
[5] Hier und im Folgenden Feldpostbrief vom 18. Februar 1917.
[6] Feldpostbrief vom 26. Januar 1918.

mit dem Regimentsstab auseinandergesetzt hatte, der sich wiederum auf Informationen des Kompaniechefs berief. Ein gutes Verhältnis zu den Vorgesetzen konnte demnach die Chance auf Urlaub ebenso erhöhen wie ein schlechtes diese deutlich verringerte.[7]

Ab dem Frühjahr 1915 legte die Oberste Heeresleitung fest, dass jeder Soldat wenn möglich mindestens einmal im Jahr Urlaub erhalten sollte. Dafür sollten stets drei bis sieben Prozent der Mannschaften gleichzeitig beurlaubt werden. Das Ziel dieser Maßnahmen war es, die drastisch zurückgehenden Geburtenzahlen zu bekämpfen. Ab 1916 gab es zusätzlich spezielle Anträge, mit denen um die Beurlaubung von Soldaten für die Ernte gebeten werden konnte. Die Anträge waren von der Heimatgemeinde auszufüllen und per Bezirksamt an das für den Soldaten zuständige Generalkommando weiterzuleiten. Hinzu kam die Bevorzugung bestimmter Berufsgruppen. Landwirte waren bei der Ernte nicht zu entbehren, weswegen diese eher als zum Beispiel Bürger und Akademiker nach Hause geschickt wurden. In den zwei Wochen Urlaub halfen sie bei der Erhaltung der Grundversorgung. Diese seit 1915 gezielt vorangetriebene Bevorzugung beschreibt der Historiker Benjamin Ziemann als „ein Mittel der Sicherung des landwirtschaftlichen Arbeitskräftebedarfs“.[8] In den Briefen Echtermeyers lässt sich nachweisen, dass er diese Vorgänge während seines Frontaufenthalts mehr und mehr zu durchschauen lernte.

Schon vor seinem Aufbruch an die Ostfront bittet Echtermeyer seinen Bruder ein erstes Mal, ein Urlaubgesuch einzureichen. Er habe sich sowohl mit seinem Feldwebel als auch mit seinem Hauptmann über Urlaub unterhalten beziehungsweise sich nach diesem erkundigt und allein Ablehnungen erhalten. So solle sich sein Bruder direkt an das Oberkommando zu wenden. Allerdings scheint er sich nicht sicher zu sein, wohin das Gesuch geschickt werden muss, vertraut aber darauf, dass die Beamten im Postamt genaue Auskunft geben können. Zu den Angaben, die zu seiner Person gemacht werden sollen, scheinen die Informationen des Einzuges zu reichen.[9]

Im weiteren Verlauf des Krieges sammelt er Informationen zu den genauen Adressaten der Urlaubsgesuche. Zuerst empfiehlt er, es direkt an das Regiment zu schicken, ist sich aber unsicher und schlägt vor, erneut beim Amt

[7] Hier und im Folgenden Krumeich, Der Erste Weltkrieg, S. 85.
[8] Ebd., S. 86.
[9] Feldpostbrief vom 26. Mai 1916.

nachzufragen.[10] Nur einen Tag später schreibt er indes, der Brief müsse an die Kompanie geschickt werden – eine Einschätzung, die sich erst ein halbes Jahr später ändern sollte.[11] Denn kurz nach der letzten Bekräftigung schreibt er, die Post müsse an den Kompanieführer gerichtet werden, was allerdings nicht so einfach sei, da dieser ständig wechsele.[12] Am 2. September 1917 scheinen diese Bemühungen Früchte zu tragen, allerdings wurde hier das Urlaubsgesuch laut Bruder durch das Generalkommando genehmigt. An dieser Stelle bekommen wir auch die Information, dass Echtermeyer bewusst ist, durch wie viele Instanzen ein solches Gesuch erst wandern musste, nämlich Generalkommando, Regiment, Bataillon und Kompanie.[13] Augenscheinlich hat sich der Horizont Echtermeyers im Bezug auf die richtigen Adressaten der Urlaubsgesuche erheblich erweitert.

Ein zweites Themenfeld, das Echtermeyer immer wieder aufgreift, ist das der Entlassung spezifischer Berufsgruppen und anderer. Es beginnt mit seiner Beobachtung, dass sein anderer Bruder Hermann Urlaub bekommen hat – und zwar schon im Mai 1916. Er beauftragt daraufhin seine Frau herauszufinden, wie lange er denn Urlaub bekommen habe.[14] Der Urlaub seines Bruders scheint die Chancen für Echtermeyer auf seinen eigenen Urlaub geschmälert zu haben.[15] Aber nicht nur seinen Bruder, sondern auch seine Kameraden hat er im Blick. So beobachtete er, wie verschiedene Berufsgruppen anscheinend bevorzugt entlassen wurden.[16] Zweimal erwähnt er, Arbeiter aus Rüstungsfabriken seien entlassen wurden.[17] Interessanter ist allerdings für ihn, dass immer wieder davon gesprochen wird, Landwirte würden entweder entlassen[18] oder beurlaubt.[19] Allerdings stellte sich schon bald heraus, wie wenig zuverlässig diese Informationen waren. Bereits im April 1917 macht er klar, dass er solchen Informationen nicht mehr traue.[20] Noch im Juni werden offenbar

[10] Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 20. August 1916.
[11] Feldpostbriefe vom 18. Januar 1917 und 1. März 1917.
[12] Feldpostbrief vom 2. März 1917.
[13] Feldpostkarte vom 12. Juli 1917.
[14] Zur Beziehung von Echtermeyer zu seiner Frau und über seine Kommunikation mit seinem Bruder siehe auch den Kommentar von Leonie Volmer in diesem Buch.
[15] Feldpostbrief vom 26. März 1917.
[16] Feldpostbrief vom 18. Februar 1917.
[17] Feldpostbriefe vom 25. November 1916 und 18. Januar 1917.
[18] Feldpostbrief vom 18. Januar 1917.
[19] Feldpostbriefe vom 12. April 1917 und 24. Juli 1918.
[20] Feldpostbrief vom 12.April 1917.

viele Landwirte entlassen,[21] im Oktober scheint dies nicht mehr der Fall zu sein.[22] Echtermeyer ist ganz offenbar nicht nur in der Lage, relevante Informationen auszufiltern und aufzunehmen, sondern weiß diese unter den gegebenen Umständen auch zu reflektieren und infolgedessen alte Überzeugungen zu überdenken. Er gleicht Gerüchte mit der Wirklichkeit ab und versucht die Chancen für seine Berufsgruppe auf Urlaub genau zu erfassen.

Aus anderen Briefen wird deutlich, welche Rolle Echtermeyers Vorgesetzte bei dem Streben nach Urlaub spielen. So spricht er beispielsweise am 25. November 1916 davon, sein Gesuch um Urlaub sei erneut abgelehnt worden, er könne dagegen aber nichts machen, schließlich sei „der Hauptmann" dagegen. Im selben Brief schreibt er zudem, er glaube nicht, dass ein Bittbrief seiner Frau an den Hauptmann helfen würde. Es zeigt sich, wie genau sich Echtermeyer darüber informiert hat, an wen er sich zu richten hat. Dabei holt er zusätzlich Informationen über diese Personen ein wie beispielsweise im Falle seines Feldwebels.[23] Diese Informationen helfen ihm, eine Verschlechterung seiner Situation durch einen im Raume stehenden Bestechungsversuch mit Zigaretten, die seinem Hauptmann zugutekommen sollten, zu verhindern.[24] Er rät seiner Familie ausdrücklich dazu, von einem solchen Bestechungsversuch abzusehen, um damit seinen angenehmeren Posten nicht zu gefährden. Die gesammelten Informationen helfen ihm also nicht nur, seine Situation zu verbessern, sondern auch diese nicht zu verschlechtern.

Auch einschneidende Ereignisse wie der Tod engster Familienmitglieder haben indirekt mit dem Heimaturlaub zu tun.[25] Im Feldpostbrief vom 20. September 1916 bittet er seinen Bruder, falls seine Tochter Therezia sterben sollte, möglichst schnell ein Telegramm zu schicken, damit er zu ihrer Beerdigung anwesend seien kann. Echtermeyer liegen offenbar auch hier spezielle Informationen vor, ansonsten würde er in seinem Brief nicht explizit den Unterschied zwischen Telegramm und normalem Brief erklären. Ob Echtermeyer zum Begräbnis seiner Tochter fahren konnte, erschließt sich aus seinen Briefen nicht. Beim Tod seiner Schwester Maria funktioniert die Heimkehr allerdings definitiv

[21] Feldpostkarte vom 4. Juni 1917.
[22] Feldpostbrief vom 17. Oktober 1917.
[23] Feldpostbrief vom 26. März 1917.
[24] Hier und im Folgenden Feldpostbrief vom 25. November 1916.
[25] Sie können aber auch – wie beispielsweise die Erstkommunion eines Kindes – die Chancen auf Heimaturlaub erhöhen. Feldpostbrief vom 18. Februar 1918. Zum Thema Heimat siehe auch die Kommentare von Niklas Maximilian Schepp und Florian Steinfals in diesem Buch.

nicht. So beschwert sich Echtermeyer in einem Brief an seine Familie vom 27. März 1917 bei dieser, kein Telegramm geschickt zu haben – und dies, obgleich er ihnen das Prozedere doch schon einmal erklärt habe. Ein solches Telegramm hätte ihm ermöglicht, der Beerdigung beizuwohnen. Seine Verärgerung über das ausgebliebene Telegramm – „ist ja gerade so als wenn ich nicht herüber kommen soll“[26] – lässt sich erst mit diesem Wissen verstehen. Aus diesem Umstand wird ersichtlich, dass es nicht ausreichte als Soldat Informationen über den genauen Ablauf von Urlaubsgenehmigungen erlangt zu haben. Sie mussten eben auch an die Familie daheim weitergeleitet werden und diese in der Lage sein, die Informationen richtig anzuwenden.

Neben der Hoffnung, infolge eines Urlaubsgesuchs für eine begrenzte Zeit nach Hause zu kommen, formuliert Echtermeyer auch immer wieder den Wunsch, der Front für immer den Rücken kehren zu können. Im Jahre 1917 bemüht er sich schließlich genauere Informationen zu den Adressaten eines Gesuches[27] und zu den Voraussetzungen einer Entlassung wie die Größe des Landbesitzes[28] herauszufinden. Zu Beginn des letzten Kriegsjahres gibt er diese Bemühungen dann allerdings wieder auf und bittet, die Urlaubsgesuche wieder stärker voranzutreiben.[29] Doch auch während dieser ganzen Zeit sollten weiterhin Urlaubsgesuche gestellt werden.

Echtermeyer setzt sich mit den bürokratischen Bedingungen intensiv auseinander, erweiterte sein Wissen über die Dauer des Krieges stetig und gibt diese Erkenntnisse an seine Familie weiter. Es gelang ihm, ein immer spezifischeres Wissen über die Wege zu erlangen, die es einem Soldaten ermöglichen, Fronturlaub zu erhalten. Er ist in den Krieg gezogen und hat dort gelernt, wie er diesem am besten wieder entfliehen kann – zumindest theoretisch. Denn trotz all seiner Bemühungen und Kenntnisse über die Mechanismen der Bürokratie, ist es ihm nur einmal gelungen, Urlaub zu erhalten.[30] Dieser Umstand tat seiner Motivation hinsichtlich der Beschäftigung mit den Systematiken der Urlaubsersuchung keinen Abbruch. Daraus lässt sich allerdings keine Informationen über die Qualität des Urlaubes schließen.

[26] Feldpostbrief vom 27. März 1917.
[27] Feldpostbrief vom 18. Februar 1918 und Feldpostkarte vom 4. Juni 1917.
[28] Feldpostkarte vom 4. Juni 1917.
[29] Feldpostbrief vom 18. Februar 1917.
[30] Vom 20. April bis zum 30. Mai 1917. Siehe dazu den einleitenden Kommentar von Max Möllering in diesem Buch.

Offenbar nahm nicht nur der Urlaub an sich, sondern auch die Beschäftigung, diesen zu erreichen, einen immer höheren Stellenwert in seinem soldatischen Alltag ein. Für Echtermeyer ist nicht das Gewinnen des Krieges und das Erlernen des Kriegshandwerks Ziel seiner Anstrengungen, sondern vielmehr die Auslotung und die Ausschöpfung aller ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten, um durch Urlaub dem Schrecken der Front zu entfliehen.[31]

[31] Zum Thema Kriegsmüdigkeit bei Echtermeyer siehe den Kommentar von Hanna Lena Hertzel in diesem Buch.

Feldpostbrief, 1. März 1917

Geschrieben 1.3.17.

Lieber Bruder!

Kann Dir mitteilen das ich Gesund bin, und von Euch hoffe. Habe Gestern die Steuereinschätzung erhalten, und was Ihr doch in Geschrieben habt, ich weiß doch nicht, wie ihr schreiben könnt hierhin zu schicken, und meine ~~G~~ Addresse, das ist doch unmöglich das hier zu machen so müßt Ihr Euch das hier doch nicht vorstellen, hier hat man manmahl *[manchmal]* keinen Tisch so gar nichts, so wie jetzt liegen wir in Unterstand, da habt Ihr auch gar kein Begriff von, wenn Ihr Ihr nur ~~sta~~ satt Brot habt, könnt Ihr nur zufrieden sein, so lange ich hier in Rußland bin des Nachts noch keine Kleider ausgehabt, und dann solches noch zu zuschicken ist doch unerhöht *[unerhört]*. Ihr wißt es nicht zu erkennen, wie gut Ihr habt. Sollt es vernüftige Relkamation *[Reklamation]* eingereicht haben das wär schön gewesen, aber so was das begreife ich doch nicht, was ich damit anfange das weiß ich noch nicht. Wenn Ihr Gesuch einreicht an der Kompanie ~~st~~ schicken. Noch einmahl ich begreife doch nicht nach Tecklenburg zu schreiben hier hier zuschicken, ist doch unmöglich hier zu machen Wollen doch hoffen doch einmahl der Tag kommt, das man in die Heimat zurück kommt, darum betet zu Gott. Es grüßt dir dein B. *[Bruder]* Heinrich

Feldpostbrief, 2. März 1917

An
Herrn B. Echtermeyer.
in Halverde.
Kr. *[Kreis]* Tecklenburg
Pr. *[Provinz]* Westfalen.

Abs. Lstr *[Landsturmmann]* Echtermeyer.
7. Kom *[Kompanie]* 2 Bat. *[Bataillon]*
Landw. Inf Reg. 39 *[Landwehr-Infanterie-Regiment]*

Geschrieben den 2.3.17

Lieber Bruder!

Teile [*ergänzt:* dir] mit daß ich Gesund bin, und von euch alle hoffe. Die Steuerschätzung auch erhalten. Ich habe heute den Feldwebel gefragt, um Urlaub, er schrach *[sprach]* das es keinen gäbe, und auch auf Gesuch, den ich ware noch nicht lange genug in Felde, und es fahren jetzt wenig, alle Woche 2 Mann. Ich habe nach Tecklenburg geschrieben, das ich das hier nicht machen könnte. Ich schicke dirs das Formular den das ich hier nicht verwahren kan Wenn Ihr jetzt was machen wollte so geht mit das Formular zum Amt oder Tecklenburg das die Auf Urlaub dringen, sonst gibt doch keinen tun mir den gefallen, man sieht doch seine Frau und Kinder mahl gern wieder. Und dann nicht an die Kompanie, sondern an den Kompanie führer, den Namen kan ich dir nicht schreiben, weil nicht immer der Nämliche ist. Bei den Fahrern bin ich jetzt noch, weil die Leute die uns ablößen sollen zu schwach waren. Nun schieße *[schließe]* ich so und hoffe das bald Schuß *[Schluss]* ist und das glücklich zurück komme. darum betet doch für mich

Es grüß dir dein B. *[Bruder]* Heinrich
Auf Wiedersehen

Feldpostbrief, 20. März 1917

Feldpost.
An
Herrn B. Echtermeyer.
in. Halverde.
Kr. *[Kreis]* Tecklenburg
Pro *[Provinz]* Westfalen.

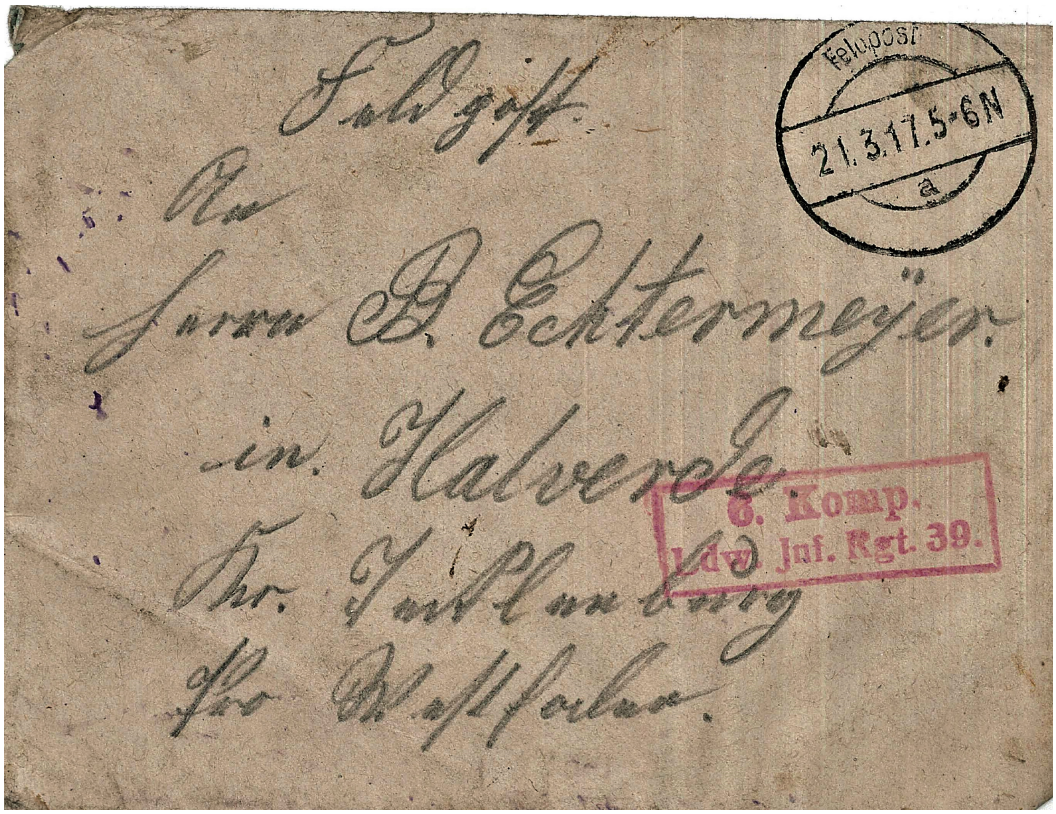
Abs. Lstr *[Landsturmmann]* Echtermeyer.
7. Kom. *[Kompanie]* 2 Bat. *[Bataillon]*
Landw. Inf. Reg. 39 *[Landwehr-Infanterie-Regiment]*

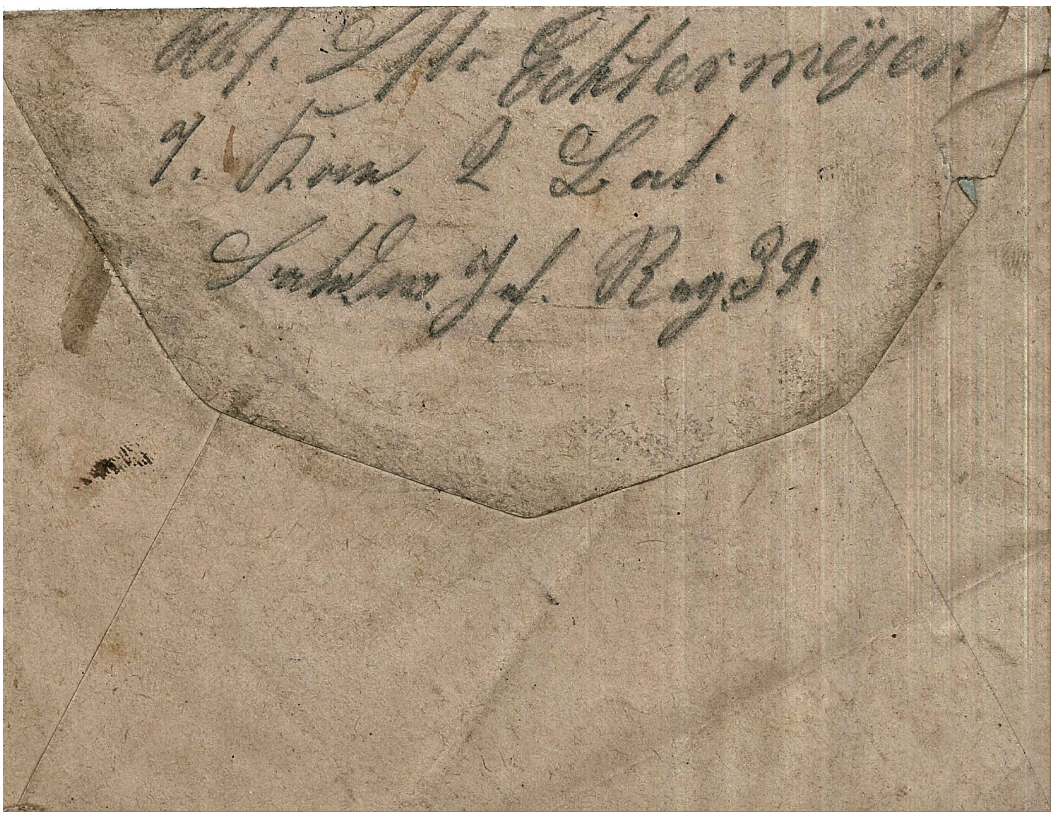
Geschrieben den 20.3.17.

Lieber Bruder!

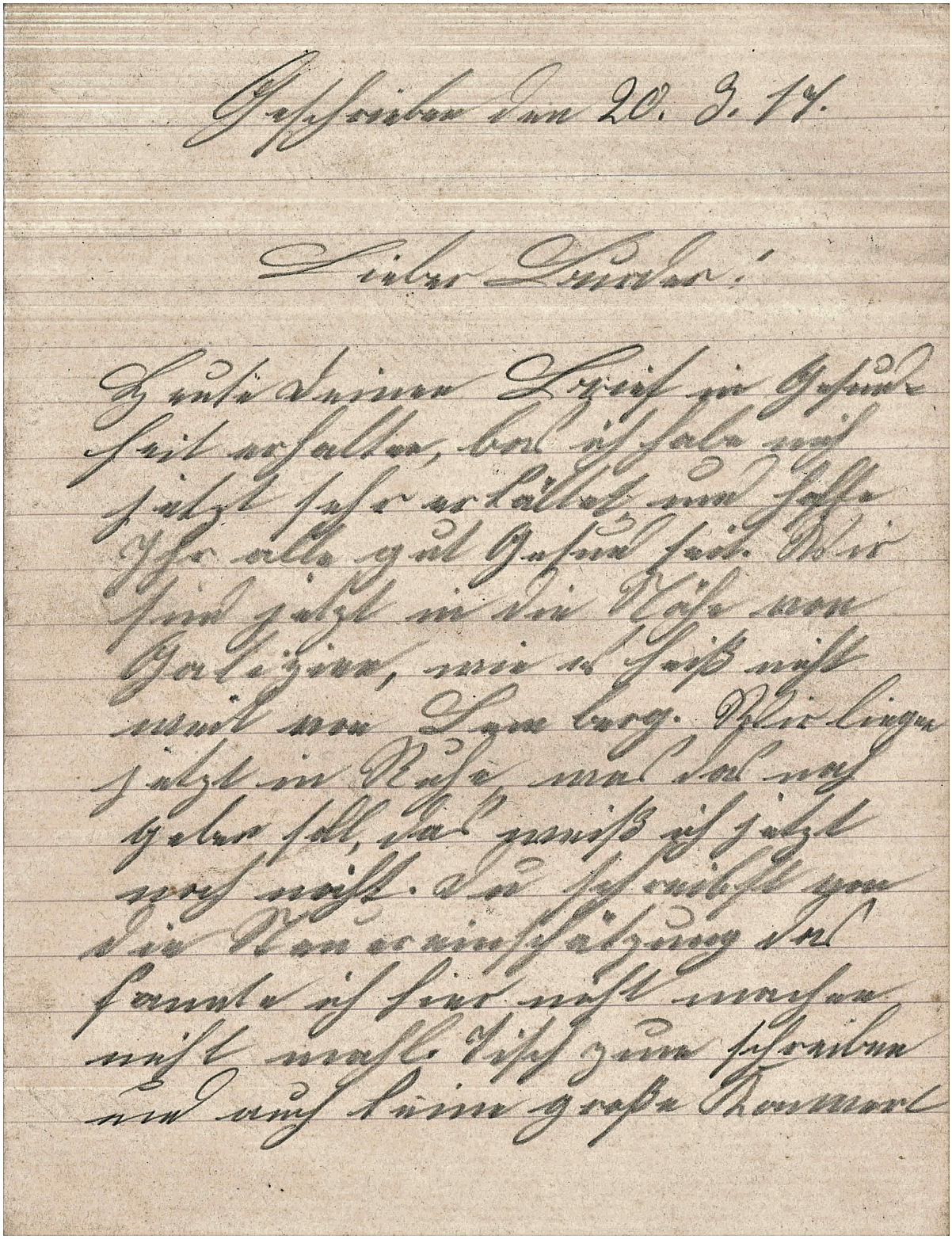
Heute deinen Brief in Gesundheit erhalten, bos *[bloß]* ich habe mich jetzt sehr erkältet und hoffe Ihr alle gut Gesund seit. Wir sind jetzt in die Nähe von Galizien, wie es heiß nicht weit von Lemberg. Wir liegen jetzt in Ruhe, was das noch geben soll, das weiß ich jetzt noch nicht. Du schreibst von die Steuereinschätzung das konnte ich hier nicht machen nicht mahl Tisch zum schreiben und auch kein große Kovwert *[Kouvert]* und es war da gerade mit den Umzug, wo wir hierin komen, ich habe nach Tecklenburg geschrieben, das ich das hier im Felde nicht machen könnte. Hier wo wir jetzt sind, wohnen auch noch Ziwil. Die ganzen Fahrer von Bataillon liegen alle zusammen, und werden von Bataillon aus verpflegt. Wie du schreibst habt Ihr wieder Urlaub eingereicht, aber ich bin bange das es doch nicht hilft, den es fahren jetzt wenig in Urlaub. Es kann mich auch egal sein wenn bos *[bloß]* einmahl Friede wäre, und glücklich zurück käme, darum betet doch zu Gott. Wenn Ihr mit die Arbeit nicht fertig werden könnt, laß ruhig liegen, den je größer der Hunger wird je eher ist alle, bos *[bloß]* soviel das Frau und Kinder was zu Essen habt. Sonst laßen sie uns Urlaub geben. Ihr müßt nur sehen wenn ich nicht in Urlaub komme, wie Ihr am leichsten mit der Arbeit fertig werd, und das der Acker nicht ganz verwilder, und alle etwas bestellt wird, den ich habe wenig Spaß daran. Nun schieße *[schließe]* ich und hoffe das wir uns bald wiedersehen, und wenn es uns nicht vergönnt ist. dann in Gottes Namen warten, und dann doch hoffen das doch einmahl der Tag komet darum felhet *[flehet]* doch zu Gott, und dann vergeßt das schreiben nicht lieber Bruder Herman, der schreibst über Haupt wuhl *[wohl]* nicht, ~~das~~

Ganz lieben Gruß sendet Dir Dein Bruder Heinrich
Gruß an deiner Frau
Auf Fröhliches Baldiges Wiedersehen.

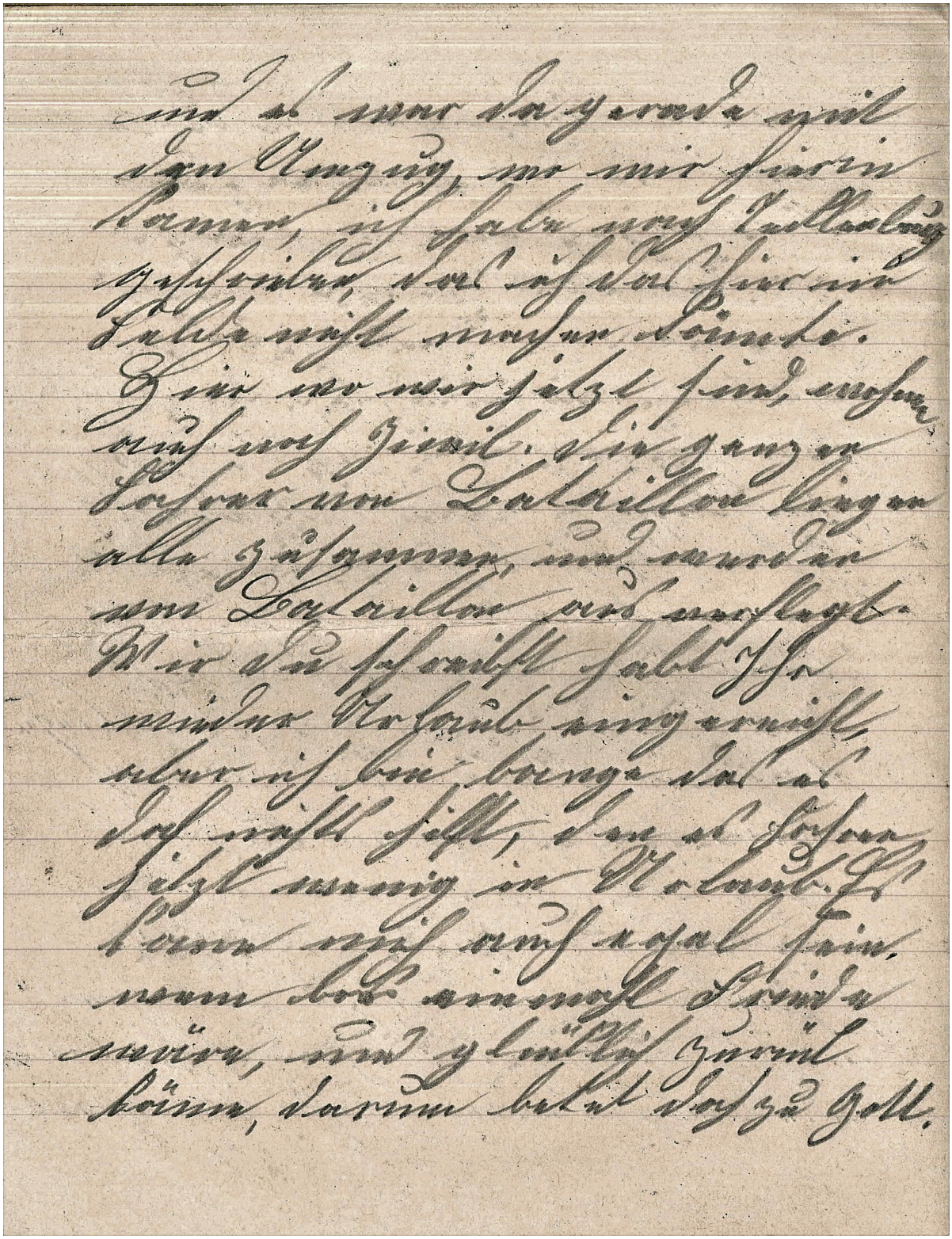




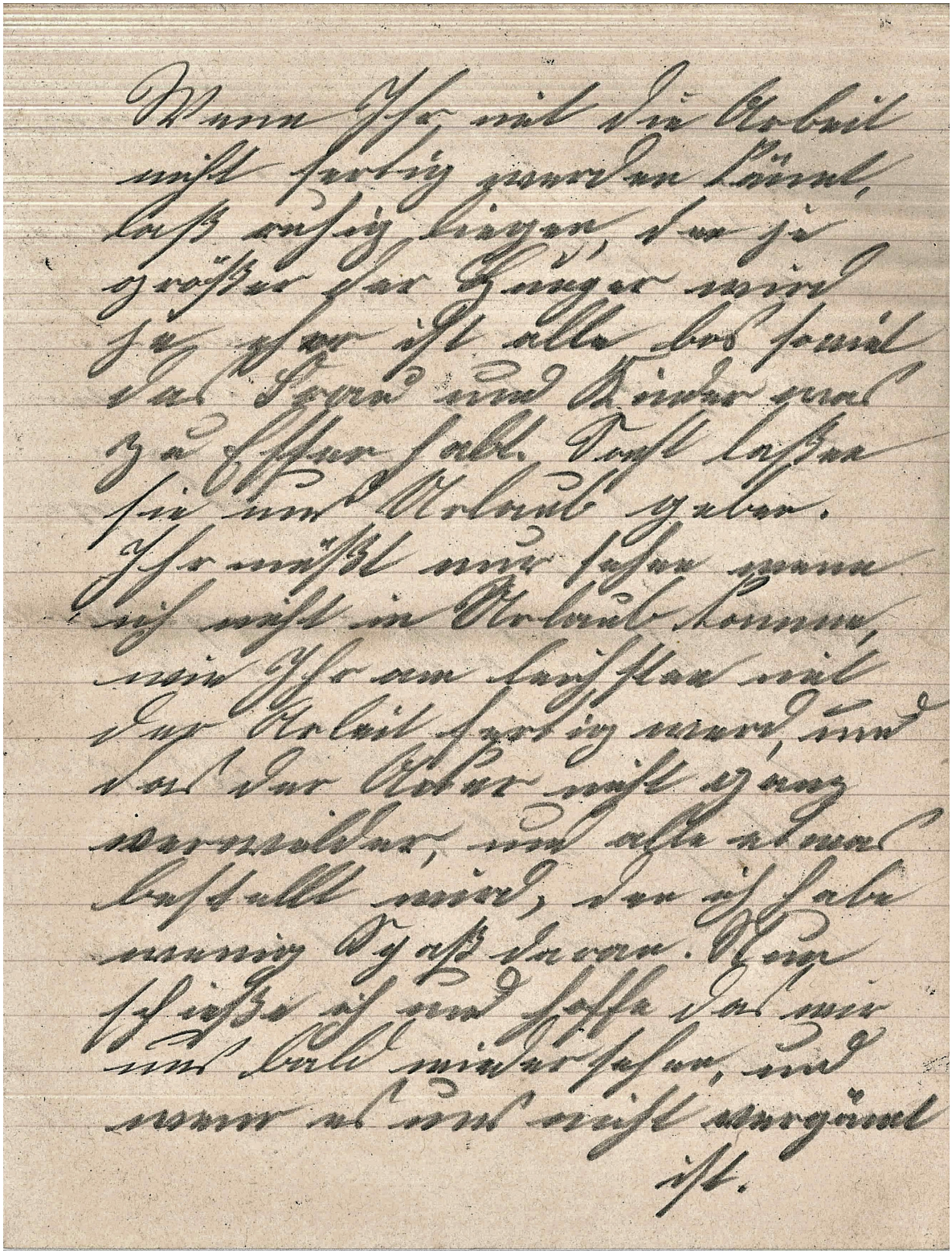
Faksimile 9: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 20. März 1917, Briefumschlag (Vorder- und Rückseite)



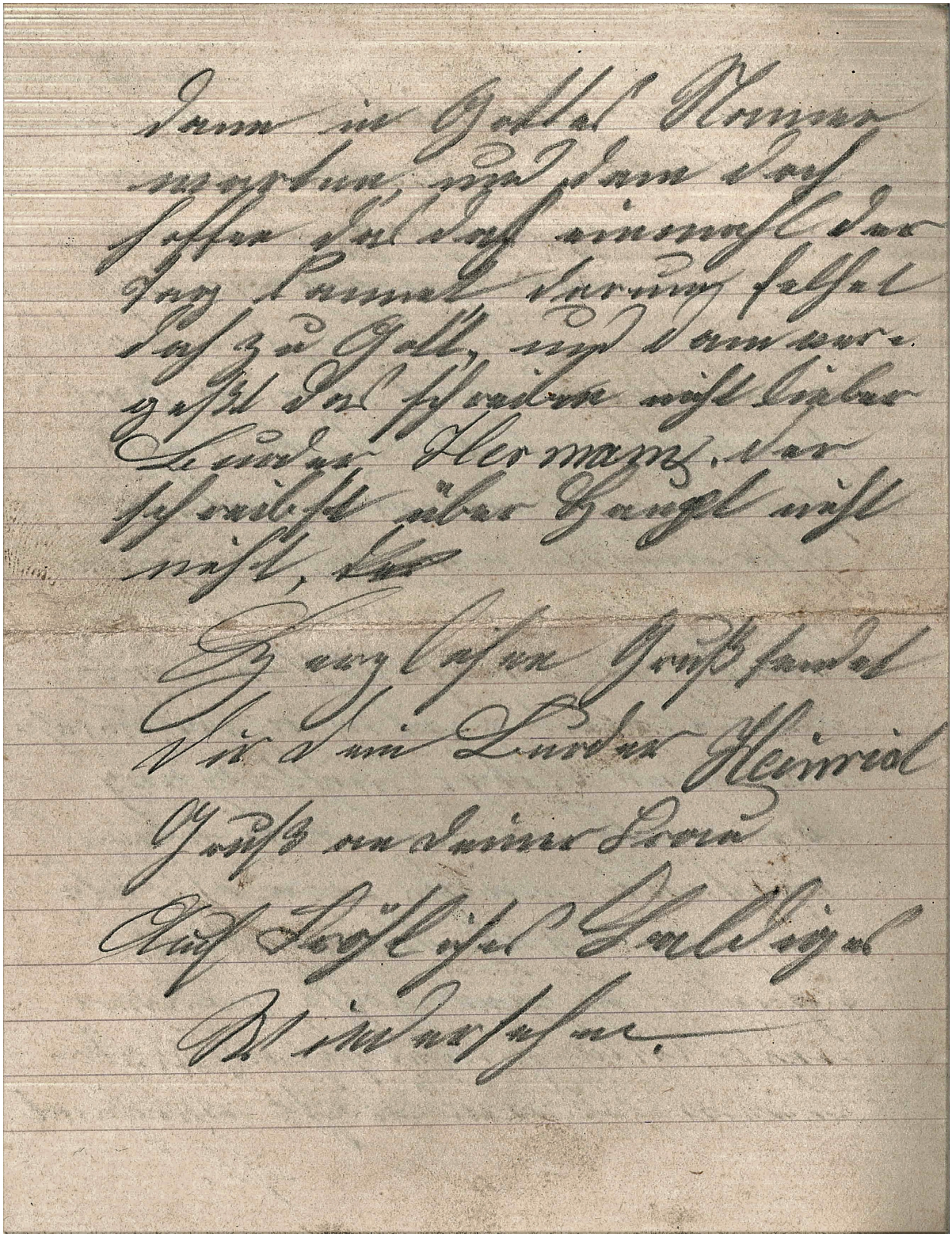
Faksimile 9: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 20. März 1917, S. 1



Faksimile 9: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 20. März 1917, S. 2



Faksimile 9: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 20. März 1917, S. 3



Faksimile 9: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 20. März 1917, S. 4

Hof und Heimat als Rückzugsort vor dem Krieg

Niklas Maximilian Schepp

> „Wenn Ihr mit die Arbeit nicht fertig werden könnt, laß ruhig liegen, den je größer der Hunger wird je eher ist alle, bos soviel das Frau und Kinder was zu Essen habt. Sonst laßen sie uns Urlaub geben. Ihr müßt nur sehen wenn ich nicht in Urlaub komme, wie Ihr am leichsten mit der Arbeit fertig werd, und das der Acker nicht ganz verwilder, und alle etwas bestellt wird, den ich habe wenig Spaß daran."[1]

So schreibt der Landwirt Heinrich Echtermeyer am 20. März 1917 in einem Feldpostbrief von der Front an seinen Bruder. In seinen überlieferten Feldpostsendungen wird fortwährend deutlich, wie sehr er sich um die Bestellung seiner Äcker sowie um die Versorgung seines Viehs sorgt. Schließlich fehlte durch seinen Fronteinsatz eine wichtige Arbeitskraft am Hof. Seine Familie – insbesondere seine Frau – hatte nun den landwirtschaftlichen Betrieb allein zu führen. Während sich Echtermeyer in seinem Ärger über die Undurchschaubarkeit der politischen Entwicklungen an der Front und in der Heimat auch eine mehr auf das eigene Wohlergehen seiner Familie ausgerichtete Führung des Hofes wünschte, so war ihm zugleich bewusst, wie sehr eine eingeschränkte Bewirtschaftung erhebliche Folgen für ihr Weiterleben haben würde. Schließlich stellte der Hof ihre Lebensgrundlage dar, ohne die sie weder finanziell noch materiell überleben können würden.[2]

Angesichts dessen lässt sich leicht nachvollziehen, weshalb die Bewirtschaftung des Hofes in seinen Feldpostsendungen ein immer wiederkehrendes Thema darstellt. Doch gleichzeitig ist zu fragen, weshalb Heinrich Echtermeyer den Grausamkeiten des Krieges so wenig Raum gab. Denn nur selten erzählt er in seinen Briefen von den Erlebnissen an der Front. Der Erste Weltkrieg, oft auch als „moderner Krieg" bezeichnet, vermittelte den Soldaten aufgrund neuer Waffentechnologien, der Mechanisierung des Krieges und des Einsatzes chemischer Waffen eine Vielzahl verstörender Eindrücke der Unmenschlichkeit. Doch auch unabhängig von diesen Entwicklungen vermag sich Heinrich

[1] Feldpostbrief vom 20. März 1917. Das „bos" im ersten Satz Echtermeyers bedeutet in diesem Fall wohl „bloß".

[2] Zu Bedenken und Sorgen sowie den Angehörigen in der Heimat siehe den Kommentar von Florian Steinfals in diesem Buch.

Echtermeyer, der bereits in Friedenszeiten als Soldat gedient hatte und 1916 in den Landsturm einberufen wurde, mit dem soldatischen Leben nur schwer zu arrangieren. Wenn überhaupt, so äußert er sich in seinem Schreiben entsetzt und fast schon traurig über die Geschehnisse:

> „Ein Krieg ist doch schrecklich für die, die Mannschaften die da im Felde sind, und die Gegend wo er abgehalten wird, alles verwüstet bleib fast kein Gebäude stehen. Traurig wenn man sieht viel die Bewohner flüchten müßen. Wie mir an kamen in die Gegend von Kowel wovon auch noch welche die geflüchtet waren sieht traurig aus, haben dann nicht keine Unterkunft."[3]

Offenbar kann Heinrich Echtermeyer nur schwer mit den grausamen Bildern im Kopf umgehen, denn unmittelbar nach dieser Schilderung ordnet er erneut auf dem Hof anfallende Aufgaben an: „Bitte hilf meine Frau so gut zurecht wie du kannst, auch mit den Viehverkaufen, ich glaube der Bulle muß auch bald weg, den die Weiden werden auch weniger, und das sie was zu Schachten bekommt."[4] Es hat den Anschein, als helfe ihm das fortgesetzte Hineindenken in den altbewährten landwirtschaftlichen Alltag über die ihn sichtlich bewegenden Erfahrungen an der Front hinweg zu kommen.

So stehen Hof und Heimat kontinuierlich in seinem Fokus; er hofft bei seiner Rückkehr aus dem Krieg seinen noch bestehenden Hof und seine Familie vorzufinden. Er ist stets um die Kontrolle über den Hofbetrieb bemüht, befasst sich mit den anfallenden Aufgabenverteilungen im landwirtschaftlichen Betrieb. Es wirkt, als würde er auf diese Weise der grausamen Realität des Kriegsalltags entfliehen. Der eigene landwirtschaftliche Betrieb erscheint als ein Rückzugsort, als eine Zuflucht. So beschreibt er, eben ganz in seiner Rolle als Landwirt, in einem Brief – ohne jeglichen erkennbaren Zusammenhang – die Felder an seinem Einsatzort: „Hier ist jetzt trocken, und sehr heiß. Hier ist der Roggen reif wird fiel vertreten, und alle wohl nicht geerntet werden […]."[5]

---

[3] Hier und im Folgenden Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 20. August 1916.
[4] Ebd. Mit „Schachten" ist „Schlachten" gemeint.
[5] Heinrich Echtermeyer an seine Schwägerin, Feldpostkarte vom 29. Juli 1916.

Feldpostbrief, 26. März 1917

Geschrieben 26.3.17.

Lieber Bruder!

Da ich von dir in langer Zeit, kein schreiben erhalten habe, so will ich dir Gruß senden. Bin Gut Gesund und von Euch alle hoffe. Heute von meiner Frau Karte erhalten, und gesehen das Ihr wenig von mir erhaltet, und schreibe viel, und das Schwester Maria schlime krank ist, aber was soll man machen. Wir liegen jetzt in Ruhe zwischen die Österreichen, nicht weit von Lemberg, wie es heißt. Bei den Fahren bin ich noch, und die Pferde von Bataillon sind zusammen, und wir Fahrer werden von Bataillon aus verpflegt, und haben mit der Kompanie nicht zu tun. Von den letzsten Urlaubs Gesuch habe ich noch nichts von gehört schreibe wann Ihrs abgeschickt habt. der Feldwebel sagte diese Tage das müßte durch General Kommando eingereicht werden, das mußt so sein auf Amt aufsetzen, dann über Tecklenburg, und von da übers Gerneral Kommando und wenn da genehmig wird, so gibt sicher Urlaub. Ihr wohl sehen wenn Ihr Gesuch abgeschickt habt, was dann zurück kommt, und dann so anfangen, wenns geht aber wenn Hermann wieder noch Urlaub hat, wirsts wohl schwer halten. Ihr müßt mahl sehen was gibt den man sehnt sich doch wohl gerne, die liebe Heimat wieder zu sehen, und Frau und Kinder, mahl wieder zu sehen. Das Paket mit Schinken, was du mir geschickt hast habe ich jetzt noch nicht. Nun hoffe Ich, das du viel schreibst wie es mit meiner Schwester ist, und mit Frau und Kinder. Und mit den Urlaub einreichen [*Einschub oberhalb des Textes:* müßt gla sehen][*] was gibt. Nun schieße ich und hoffe du meine Wünsche erfülle und bald wieder mahl sehen Haupsächlich wäre ja das bald alle wäre, und das ich glücklich zurück komme, darum fehle *[flehe]* doch zu Gott für mich.

Herzlichen Gruß an Dich lieber Bruder, und an deiner Frau, sendet dir dein Bruder Heinrich. Auf wiedersehen.
[*An der Seite geschrieben:* Ich weiß nicht wie das ist Bruder Hermann schreibst überhaupt nicht mehr]

[*] Unleserlich.

Feldpostbrief, 27. März 1917

Geschrieben den 27.3.17.

Lieber Bruder!

Heute das Paket mit Schinken, und dem Brief vom 22 in Gesundheit erhalten, und hoffe ihr alle gut Gesund seit. Aber was ist das doch traurig in Schapen. Das Schwester Maria so rasch in die Ewigkeit gerufen wurde, ist doch sehr traurig Aber Bruder Ihr hätet mir doch auch wohl Amtliches Telegramm schicken können dann wäre ich vieleicht auch noch zur Begräbnis gekommen, ich weiß nicht was Ihr dabei habt, das Ihr mir niemahls Nachricht schickt, das ist ja gerade so als wenn ich nicht herüber kommen soll. Wenn man das seine Kameraden sagt, das lachen viel mehr darüber, das Ihr kein Telegramm darüber schickt und es ärger mich auch das Ihr das nicht gemacht habt. Wenn ich jetzt auf dieses Gesuch kein Urlaub bekomme, dann müßt [*ergänzt:* Ihr] es über Generalkommando wie ich dir Gestern auch schon geschrieben habt. Sonst Neues kann ich Euch von hier nicht schreiben Darum schieße *[schließe]* ich, und hoffe das ich doch einmahl glücklich zurück komme, darum betet doch zu Gott für mich, und einmahl Dank für das Paket.

Herzlichen Gruß aus der Ferne sendet dir dein Bruder Heinrich
Gruß an deiner Frau
Auf Fröhliches Baldiges Wiedersehen

Feldpostbrief, 12. April 1917

Feldpost
An
Herrn B. Echtermeyer
in Halverde
Kr. *[Kreis]* Tecklenburg
Pv. *[Provinz]* Westfalen

Abs.
Lstr *[Landsturmmann]* Echtermeyer

7 Kom. *[Kompanie]* 2 Bat. *[Bataillon]*
Landw. Inf. Reg. 39 *[Landwehr-Infanterie-Regiment]*

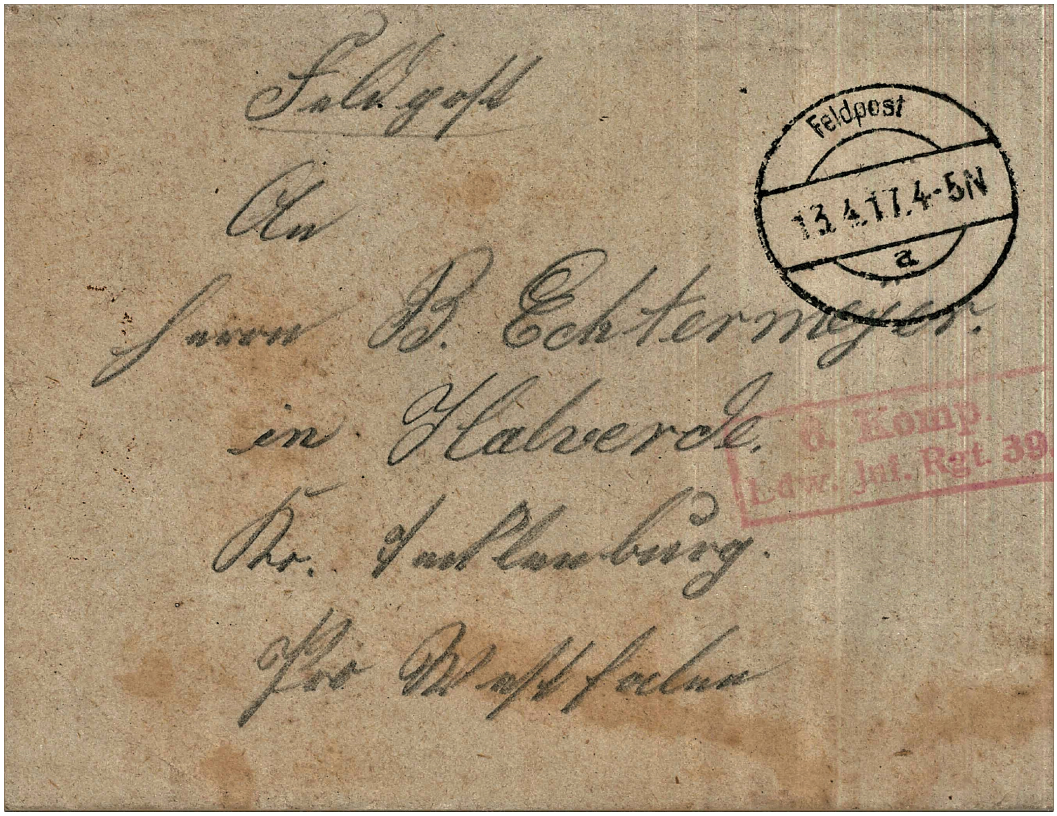
Geschrieben 12.4.17.

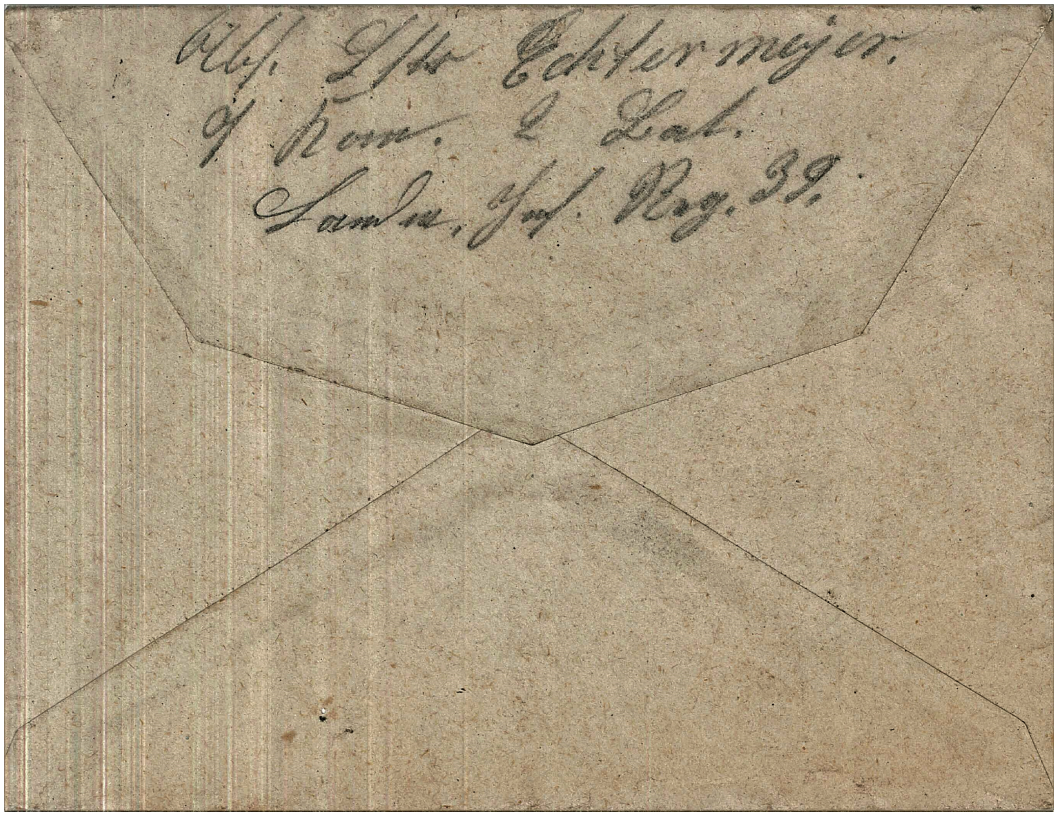
Lieber Bruder!

Ich kann dir mitteilen, das Ich heute das Paket mit Fleisch gut erhalten [*ergänzt:* habe]. Ich bin auch noch gut Gesund, und [*ergänzt:* hoffe] das Ihr alle gut Gesund seit. Hier ist jetzt gutes Wetter, und hier ist auch guten Boden. Sonst Neues kann Euch von hier nicht schreiben, jetzt machen wir hier nicht viel, aber wie es heißt sollen wir hier bald wieder wegkommen, wohin das weiß man nicht. Ob ich in Urlaub komme weiß ich jetzt noch nicht, dann heißt es das Landwirte fahren sollen, aber es kommen keine weg, was eigentlich los ist das werden wir nicht gewahr. Wenn eben möglich ist so sehet zu das Ihr diesen Frühjahr, so etwas alles beackert kriegst, das nicht ganz verwilder, Ihr müßt nur sehen wie am Leichfertigen* geht, Und sorge doch so gut Bruder wie du kannst das meine Frau doch was zu Essen behält. Urlaub bin ich doch bange das es keine gibt. Den wie meiner Frau schreibst wird bei Euch auch ja schlimm, das Ihr nicht mehr satt zu Essen behaltet. ǂ Nun schieße *[schließe]* ich und hoffe du wieder schreibst, und viel mahl Dank für das Paket, und dann doch hoffe das der Elende Krieg doch bald zu Ende geht, und glücklich zurück komme, und vergeßt meiner ihm Gebete nicht.

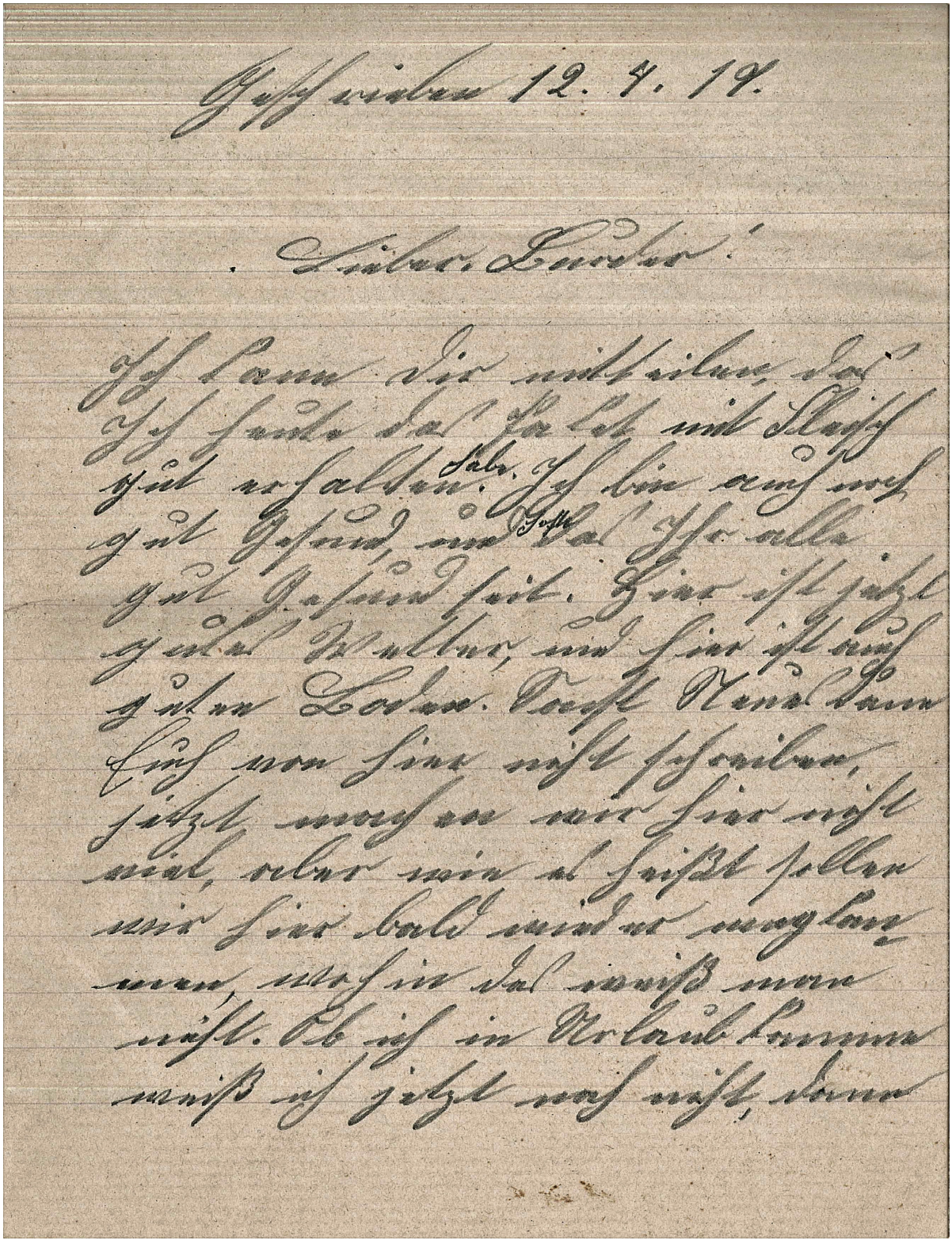
Herzlichen Gruß aus der Ferne sendet dir dein
Bruder Heinrich
Auf fröhliches Baldiges Wiedersehen

* Mit „wie am Leichfertigen geht“ ist sinngemäß wohl „wie es am Leichtesten geht“ gemeint.

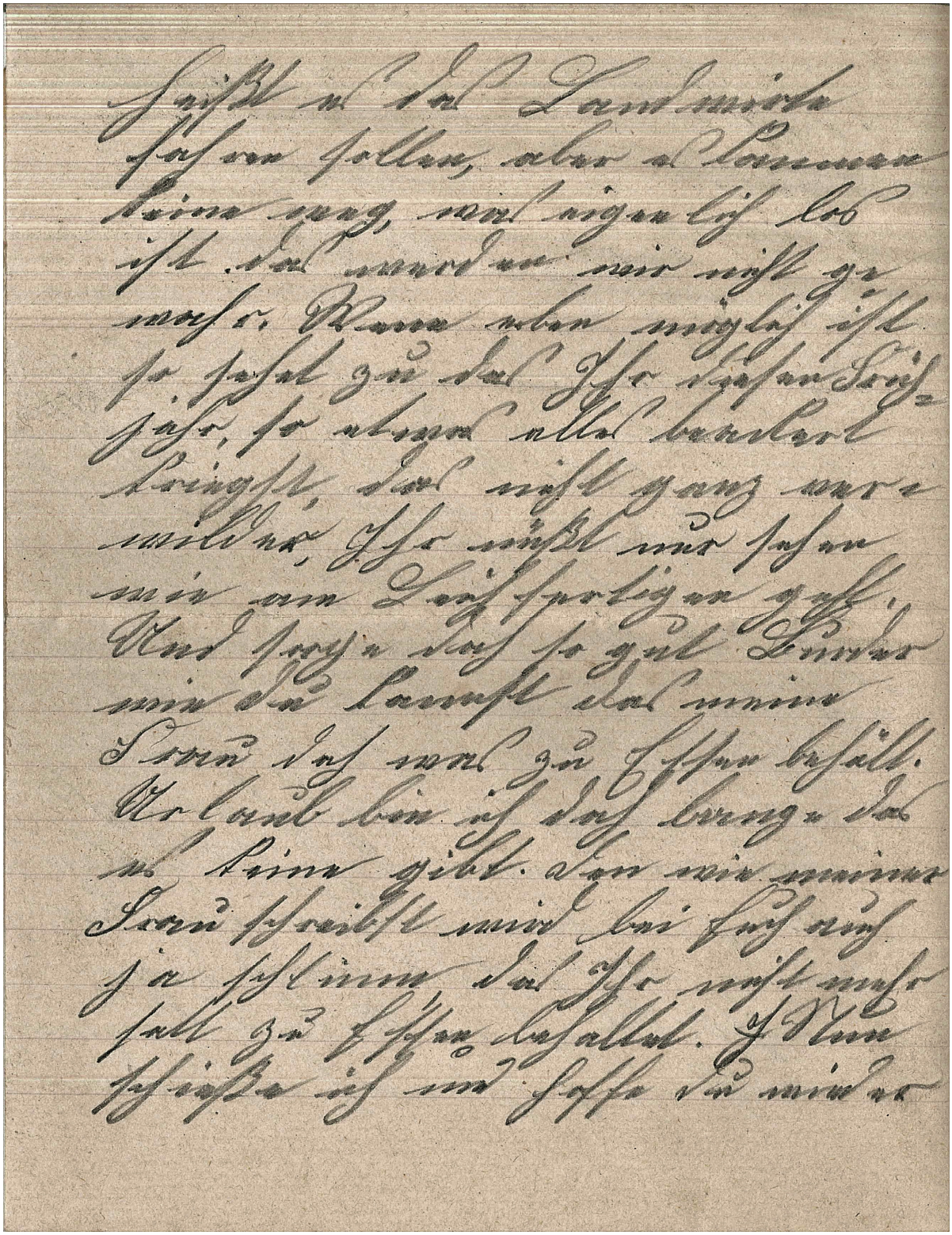




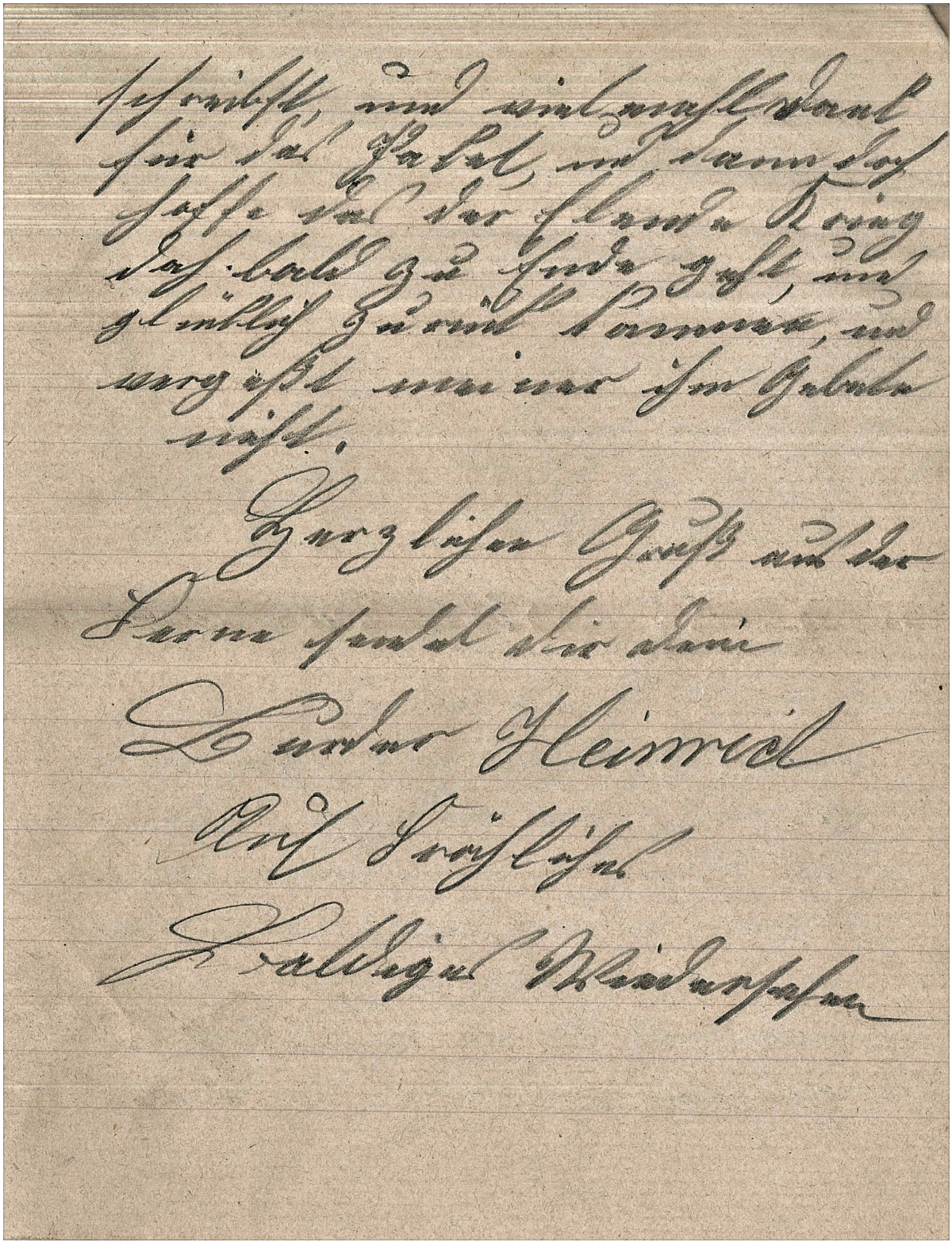
Faksimile 10: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 12. April 1917, Briefumschlag (Vorder- und Rückseite)



Faksimile 10: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 12. April 1917, S. 1



Faksimile 10: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 12. April 1917, S. 2



Faksimile 10: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 12. April 1917, S. 3

Sorge um die Heimat

Florian Steinfals

Die Desillusionierung der größtenteils freiwilligen Soldaten, die auf Ruhm und Abenteuer gehofft hatten, erfolgte während des Ersten Weltkrieges bereits früh. Die Hoffnung auf einen schnellen Sieg hatte sich schon bald als Illusion herauskristallisiert, konnte doch ein solcher von keiner kriegsführenden Seite errungen werden. Besonders an der Westfront entwickelte sich der Bewegungsrasch zu einem Stellungskrieg. Infolge der erhöhten Feuerkraft und -rate der neuen Waffen wie Artillerie und Maschinengewehre stieg auch die Verlustrate rapide an.[1] Allein auf französischer Seite starben zwischen dem 20. und 23. August 1914 mehr als 40.000 Soldaten.[2] Die ständige Gefahr durch die Artillerie, die selbst in den vermeintlich sicheren Stellungen nicht gebannt werden konnte, dazu eine schlechte Versorgung, Ratten und fürchterliche Entstellungen durch Schrapnellgeschosse bei den Kameraden, machten das Leben der Soldaten in ihren Schützengräben schier unerträglich.[3] Doch fürchteten sie nicht nur um ihr eigenes Leben: Wie die Analyse der Feldpostbriefe Heinrich Echtermeyers zeigt, sorgte sich dieser fortwährend auch um seine Angehörigen Zuhause. Damit war er sicherlich nicht allein.

Sein Interesse am Wohlergehen der Familie, das sich in der ständig wiederholenden Grußformel „und hoffe das auch Ihr Gesund seit“ widerspiegelt,[4] mag auf den ersten Blick nicht unbedingt als Ausdruck großer Sorge gelesen werden. Dafür erscheinen seine Fragen zu alltäglich, finden sie sich doch in den meisten Briefen wieder. Wie viel mehr seine bangen Hoffnungswünsche implizieren, als die wie eine Floskel wirkende Formulierung vermuten lässt, wird deutlich, wenn die Situation an der Heimatfront in den Blick genommen wird.

---

1 Dies lag unter anderem auch am Festhalten an alten Strategien, so beispielsweise an der Annahme, einen Sieg durch eine massive Offensive erzielen zu können. Die neuen Distanzwaffen verdrängten die altmodischen und als heroisch empfundenen Nahkämpfe. Trotz enormer Verluste war kein Oberbefehlshaber bereit, das Offensivkonzept zu hinterfragen oder zu ändern. Sie gingen weiterhin davon aus, dass es eine Frage der ‚Willensstärke‘ sei. Siehe dazu auch Jörn Leonhard, Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs. München 2014, S. 148–151.

2 Ebd., S. 149.

3 Vor allem die Auswirkungen der Artillerie bereiteten den Soldaten psychische Probleme. So kam es zu Verstümmelungen, die es in der Art zuvor nicht gegeben hatte. Leichen waren kaum zu identifizieren oder überhaupt wiederzufinden. Siehe dazu ebd., S. 150–153.

4 Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostkarte vom 21. August 1916. Diese und ähnliche Formulierungen finden sich in fast jedem seiner Schreiben.

Heinrich Echtermeyer war Landwirt. Im Gegensatz zu vielen anderen Soldaten, die vor ihrer Einberufung nicht als Landwirt gearbeitet haben, entfiel nicht nur sein Lohn, sondern auch seine Arbeitskraft am Hof. Seine Frau hatte mit einem Mal den landwirtschaftlichen Betrieb allein zu bewirtschaften. Nun musste sie für die Versorgung der Familie aufkommen, trug die alleinige Verantwortung. Demnach kam zur Sorge um das Wohlergehen der Familie auch die um die Aufrechterhaltung der Landwirtschaft selbst hinzu. Die Erkundigung, ob alle wohlauf sind, impliziert folglich die Frage nach dem Zustand des Betriebs.

Die Sorge, seine Familie könne nicht ohne ihn auskommen, beschäftigt Echtermeyer durchgehend. Dies zeigt sich nicht zuletzt an der Häufigkeit, mit der er seinen Bruder Bernhard Echtermeyer bat, seiner Frau bei ihrer Arbeit auf dem Hof zu unterstützen: „Ich Bitte hilf Ihr so gut zu recht wie du kannst.“[5] Offenbar kam sein Bruder diesen Bitten nach, wie aus dem Briefwechsel hervorgeht: „Wie Meine Frau schreibst wird sie ja noch so etwas mit die Arbeit fertig, da du, und H. noch wohl helfen.“[6] Da er seinen Bruder auch in späteren Briefen wiederholt um Unterstützung für seine Frau ersucht, konnte seine Sorge jedoch offenbar nicht zerstreut werden: „Ihr müßt nur sehen wenn ich nicht in Urlaub komme, wie Ihr am leichsten mit der Arbeit fertig wird, und das der Acker nicht ganz verwilder, und alle etwas bestellt wird.“[7]

Immer wieder wird ein möglicher Fronturlaub mit dem Ziel thematisiert, seiner Frau bei den Hofarbeiten helfen zu können – gar häufiger noch als die Hilfegesuche. Insgesamt findet sich das Wort „Urlaub“ bzw. „Urlaubsgesuch“ 47-mal in den Briefen Echtermeyers.[8] Auffällig dabei ist, dass die Urlaubsgesuche in der Regel zu Erntezeiten eingereicht werden. Im Gegensatz zu den Wintermonaten, in denen nicht auf dem Feld gearbeitet werden musste, erschien ein möglicher Urlaub Echtermeyers in dieser Jahreszeit am zweckdienlichsten, da er so nicht nur die Front verlassen, sondern auch seine Frau bei der Landwirtschaft unterstützen hätte können. Meistens erinnert er seinen Bruder daran, ein Urlaubsgesuch für ihn bei der zuständigen Stelle einzureichen: „Bitte frag, mahl aufs Amt ob meine Frau nicht Urlaubs Gesuch

[5] Feldpostbrief vom 26. Mai 1916.
[6] Feldpostkarte vom 12. August 1916. Mit „H.“ ist wohl Echtermeyers Neffe Heinrich gemeint.
[7] Feldpostbrief vom 20. März 1917.
[8] Zu den Urlaubsgesuchen siehe den Kommentar von Lukas Boch und Michael Boch in diesem Buch.

erreichen kann zum Heuen, den es wird Zeit.“[9] Doch allem Anschein nach wurde keines seiner Gesuche bewilligt, sodass er sich abermals an seinen Bruder wenden muss: „Bitte Dich, hilf meiner Frau so gut zurecht wie Du kannst, den Urlaub solls wohl sofort wohl nicht geben.“[10]

Neben den ‚gewöhnlichen‘ Erkundigungen nach dem Wohlergehen der Familie fallen Aussagen Echtermeyers auf, die darauf hindeuten, dass er über die schlechte Versorgungslage in der Heimat informiert ist. So appelliert er an seinen Bruder darauf zu achten, dass seine Frau auch ausreichend Lebensmittel behält.[11] Durch die Einberufung junger Männer fehlten Arbeitskräfte, die die Grundversorgung sichern konnten.[12] Zusätzlich wurde die Situation noch durch die Seeblockade der Alliierten verschärft.[13] Innerhalb kürzester Zeit musste in Deutschland der Notstand ausgerufen werden. Die Folge war eine strenge Rationierung sowie die behördliche Verteilung und Kontrolle von Lebensmitteln. Der staatliche Versuch, Lebensmittelpreise zu deckeln, zog den Verkauf oder Tausch landwirtschaftlicher Erzeugnisse auf dem Schwarzmarkt nach sich.[14]

Besonders der Winter 1916/17, der als „Steckrübenwinter“ oder auch „Kohlrübenwinter“ in die Geschichte einging, erschwerte nach der vorangegangenen schlechten Ernte die Lage der Bevölkerung dramatisch. Aber auch die Preispolitik förderte die Notlage, wurde es doch für Landwirte profitabler, „Kartoffeln als Futtermittel zu verwenden oder an Brennereien zu verkaufen, als sie den Konsumenten anzubieten“.[15] Dass die Situation auch für die

---

[9] Feldpostbrief vom 26. Mai 1916.

[10] Feldpostkarte vom 19. Juli 1916. Auch in späteren Briefen ist nichts von einer positiven Rückmeldung zu lesen.

[11] Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 7. November 1916.

[12] Hew Strachan beziffert in diesem Kontext die Anzahl auf über drei Millionen Landarbeiter. Siehe Hew Strachan, Der Erste Weltkrieg. Eine neue illustrierte Geschichte. München 2004, S. 267.

[13] Siehe dazu Sönke Neitzel, „Seeblockade“, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Ina Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014, S. 1002–1004, hier S. 1002.

[14] Im Jahr 1918 wurde etwa ein Drittel aller Lebensmittel auf dem Schwarzmarkt gehandelt. So Strachan, Der Erste Weltkrieg, S. 269. Die strenge Rationierung deckte kaum den Tagesbedarf der Bürger, sodass diese sich gezwungen sahen, anderweitig Lebensmittel zu organisieren. Dafür fuhren vor allem Stadtbewohner aufs Land, um direkt bei Landwirten Lebensmittel zu kaufen. Für die Händler und Landwirte war es ein lukratives Geschäft, Lebensmittel an den staatlichen Kontrollen vorbei zu veräußern und dabei Höchstpreisverordnungen zu überschreiten. Siehe dazu Anne Roerkohl, Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkrieges. Stuttgart 1991, S. 261f.

[15] Gustavo Corni, „Kohlrübenwinter“, in: Hirschfeld/Krumeich/Renz, Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 616.

Echtermeyers zunehmend schlimmer wurde, zeigt sich in einem weiteren Brief Heinrichs: „Und sorge doch so gut Bruder wie du kannst das meine Frau doch was zu Essen behält [...]. Den wie meiner Frau schreibst wird bei Euch auch ja schlimm, das Ihr nicht mehr satt zu Essen behaltet.“[16]

Als Landwirte waren die Echtermeyers ebenfalls zu Abgaben verpflichtet; es herrschten staatliche Kontrollen. Der Widerwille Echtermeyers, die eigenen Erzeugnisse abzugeben und dabei auch finanziellen Verlust zu erleiden, ist darin erkennbar, dass er seine Familie dazu auffordert, Lebensmittel zurückzuhalten und für den eigenen Gebrauch zu sichern. Seine Haltung wird dadurch bestärkt, dass er die allgemeine Lebensmittelknappheit für Betrug hält; er selbst habe allerorts Lebensmittel gesehen.[17] Damit lag Echtermeyer jedoch falsch, die Lebensmittelknappheit war brutale Realität. Infolge der Hungersnot starben in Deutschland während des Krieges etwa 750.000 Menschen.[18] Die schlechte Ernährungslage führte unter anderem zur Schwächung der öffentlichen Moral und förderte die Kriegsmüdigkeit. In Anbetracht der kritischen Situation in der Heimat wird ersichtlich, warum Echtermeyer sich nicht nur um sein eigenes Wohlergehen an der Front, sondern auch um das seiner Familie sorgt.

[16] Feldpostbrief vom 12. April 1917. Tatsächlich war die Lebensmittelsituation der Landwirte gegenüber der der Städtebewohner selten so drastisch: Die für den Eigenbedarf zugesicherten Lebensmittel mussten nicht erst abgeliefert, sondern konnten von den Landwirten gleich einbehalten werden. Außerdem stand den Landwirten doppelt so viel Fleisch zu wie den Städtern. Die Rationierung der Landwirte wurde wiederum nicht allzu strikt verfolgt, um die Produktionsfreudigkeit der Bauern weiter aufrecht erhalten zu können. Siehe dazu Roerkohl, Hungerblockade und Heimatfront, S. 266f.

[17] Feldpostbrief vom 26. Januar 1918.

[18] Siehe dazu Bruno Cabanes/Anne Duménil (Hg.), Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Katastrophe. Bonn 2013, S. 110.

Feldpostkarte, 15. April 1917

Geschrieben 15.4.17.

Lieber Bruder!

Heute deinen Brief in Gesundheit erhalten, und hoffe Ihr alle gut Gesund seit. Hier ist jetzt Herliches Wetter, sonst Neues kann ich Dir nicht schreiben. Ob ich bald herüber komm, das weiß ich jetzt noch nicht. Nun schieße *[schließe]* ich und hoffe du viel schreibst, und bald wieder mahl zusammen kommen. Es grüßt dir Herzlich dein B. *[Bruder]* Heinrich
Auf Baldiges Wiedersehen

Feldpostkarte, 30. Mai 1917

Geschrieben den 30.5.1917.

[*Randnotiz oben, auf dem Kopf stehend:* Auf Wiedersehen]
Lieber Bruder!

Da ich so lange wie ich aus Urlaub zurück bin von dir nichts erhalten habe, So will ich dir Gruß aus weiter Ferne schicken, Bin gut Gesund, und von Euch alle hoffe. Hier ist jetzt sehr Warm, und durchweg trocken Wetter, sonst Neues kann ich dir von hier nicht schreiben. Ich hoffe du bald schreibst was bei Euch Neues gibt, und dann hoffen das wir uns bald wieder sehen, und der Krieg bald zu Ende geht, darum vergeßt das Beten nicht. Es grüßt dir dein B. *[Bruder]* Heinrich

Feldpostkarte, 4. Juni 1917

Geschrieben 4.6.17.

[*Randnotiz oben links:* Es grüßt dir dein B. Hein.]
[*Randnotiz oben rechts:* Auf Wiedersehen Wiederschreiben]
Lieber Bruder!

Gestern deine Karte, in Gesundheit erhalten, und hoffe Ihr alle gut Gesund seit. Wir sind jetzt in Ruhe. Hier sind jetzt viele Landwirte entlassen, seht

wohl zu ob meine Frau auch kein* Gesuch auf entlassung einreichen kann, wie ich gehört habe aufs Amt einreichen dann Zum Bezirks Komando, und von da gehs zum Generalkomando, seh mahl zu ob das nicht geht, muß die Papiere bei meiner Frau nur noch sehen daß Ihr die Morgenzahl herausbringet, nun schieße *[schließe]* ich und hoffe du meinen Wunsch erfülls und für mich betet

Feldpostbrief, 1. Juli 1917

Geschrieben den. 1.7.17.

Lieber Bruder!

Heute deinen Brief in Gesundheit erhalten, und hoffe Ihr alle gut Gesund seit. Hier ist sehr heißt, aber durchweg trocken, aber schöne Gegend, hier wohnt auch noch viel Ziwil. Wir sind bis jetzt noch immer in Ruhe, ob das lange so bleibt weiß ich nicht. Wir sind nicht weit von Lemberg; wir sollen auch nicht als schreiben, es wird viel rewidiert, und kommt nicht über. Mit die Wolle, wo meiner Frau nun, zum Amte gewesen ist, das laßt nur Ruhig laufen aber paßt auf das meine Frau nicht was abgibt, die laßen doch machen was sie wollen, die ~~s~~ müßten in Schützengraben, so bekomen sie ander Verstand. aber vor allen nicht was abgeben, ich wollte das ich Gerade zu Hause gewesen wäre. ǂ Gesuch auf entlassung aufs Amt Aufsetzen, übers Landrats Amt, und von da zum Bezierskomando *[Bezirkskommando]*, so habe ich hier Gehört. wenn B. H. *[Bruder Hermann]* nicht da so wäre es wohl glücken aber jetzt wohl schwer fallen, und deshalb. aufs Amt auch wohl nicht wollen. Frau Holtkamp ist auch die richtige Reklamiert andere, und stellts seinen Eingene *[eigene]* Zurück. Die Frauen was sie nicht könne liegen laßen, das ist richtige, je größer der Hunger, je näher der Friede. Nun schieße *[schließe]* ich und hoffe mahl wieder schreibst, und ich bald herüber komme und bald der ersehnte Friede kommt; dazu flehet zu Gott.

Herzlichen sendet dir Dein Bruder Heinrich
Gruß an deiner Frau
[R*andnotiz:* Auf Wiedersehen]

* Da Echtermeyer ein eben solches Entlassungsgesuch anstrebt, müsste es an dieser Stelle „ein“ lauten.

Feldpostkarte, 12. Juli 1917

Geschrieben den 12.7.17.

Lieber Bruder!

Heute die schönen Glückswunsch Karten, in Gesundheit erhalten, und hoffe Ihr alle Gut Gesund seit. Hier ist jetzt viel Regen Wetter, sonst Neues kann ich dir nicht schreiben. Ich hoffe du wieder schreibst, was so alles in der Heimat gibt, und hoffen das ich bald herüber komme, bis jetzt noch nichts von gehört.

Herzlichen Gruß sendet dir dein B. *[Bruder]* Heinrich, Auf Baldiges Fröhliches Wiedersehen

Feldpostkarte, 22. Juli 1917

Geschrieben den 22.7.1917.

Lieber Bruder!

Das heute Sonntag ist, so will ich Gruß aus der Ferne schicken, bin Gesund, und von Euch alle hoffe. Hier ist schönes Wetter, durchweg trocken, sonst ist hier alles so bei alten, kann dir nichts Neues schreiben. Ich hoffe du schreibst was in der Heimat gibt, und dann hoffen das wir uns bald wieder sehen. Herzlichen sendet dir dein B. *[Bruder]* Heinrich
Auf Wiedersehen

Feldpostbrief, 25. Juli 1917

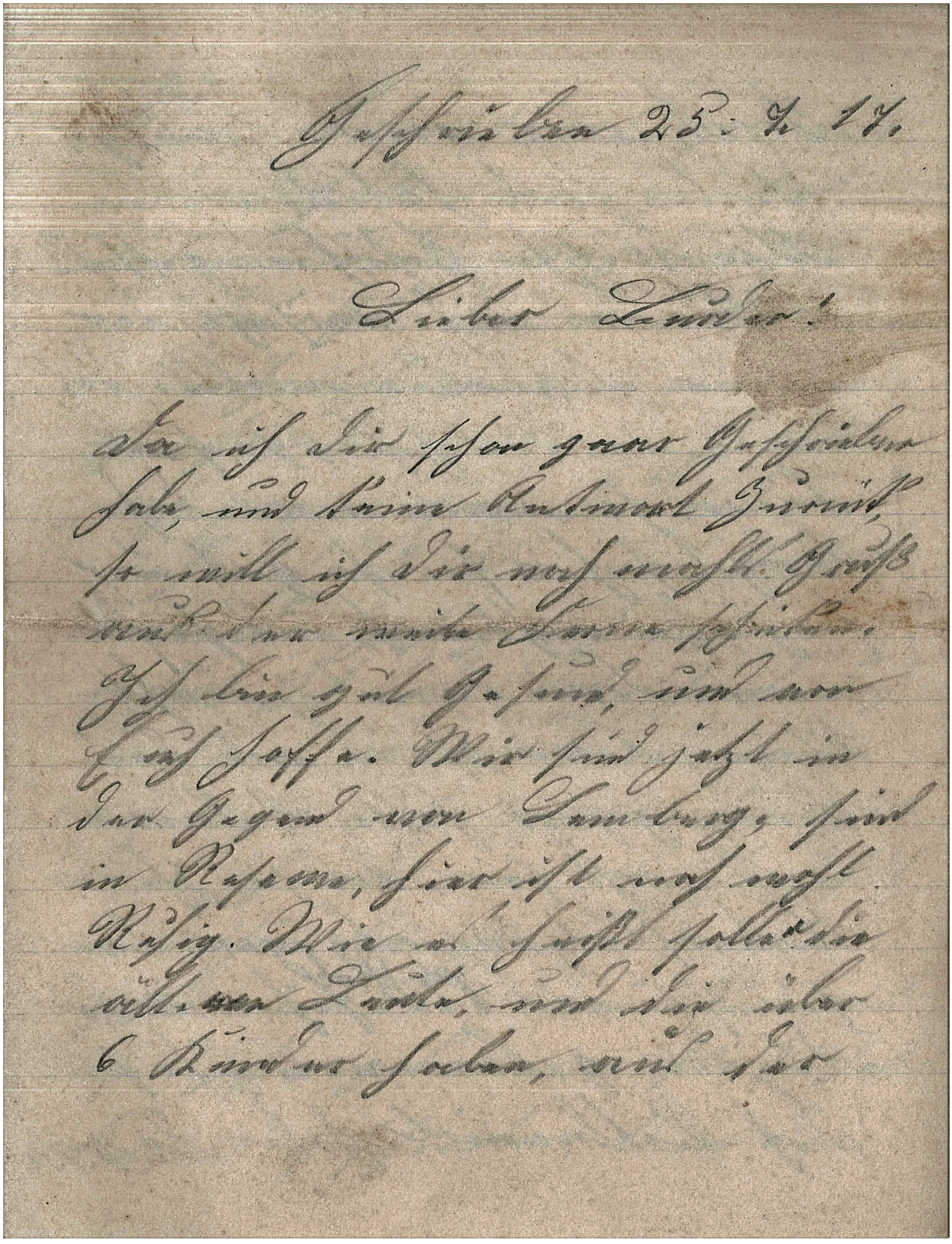
Geschrieben den 25.7.17.

Lieber Bruder!

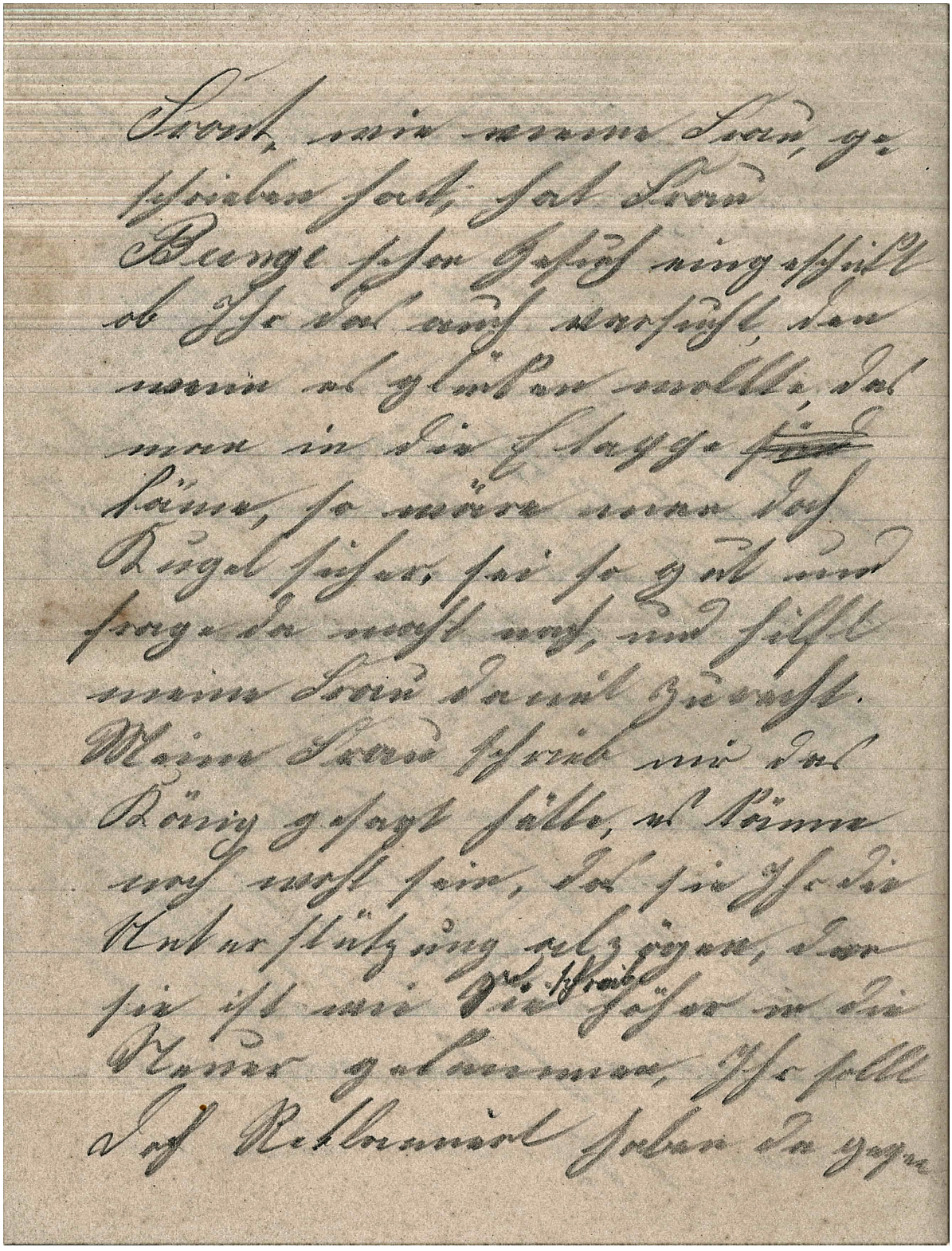
Da ich Dir schon paar geschrieben habe, und keine Antwort Zurück, so will ich Dir noch mahls Gruß aus der weite Ferne schicken. Ich bin gut Gesund, und von Euch hoffe. Wir sind jetzt in der Gegend von Lemberg, sind in Reserve, hier ist noch wohl Ruhig. Wie es heißt sollen die älteren Leute, und die über 6 Kinder haben, aus der Front, wie meine Frau, geschrieben hart *[hat]*,

hat Frau Bunge schon Gesuch eingeschickt ob Ihr das auch versucht, den wenn es glücken wollte, das man in die Etappe ~~sind~~ käme, so wäre man doch Kugel sicher, sei so gut und frage da mahl nach, und hilft meine Frau damit zurecht. Meine Frau schrieb mir das König gesagt hätte, es könne noch mahl sein, das sie Ihr die Unterstützung abzögen, den sie ist wie Sie [*ergänzt:* schreib] höher in die Steuer gekommen, Ihr sollt doch Reklamiert haben da gegen Man kann hier liegen, geht man kaputt von ungeregel Leben, und die Kugel gefahr und das Geld die armen Frauen das noch nicht gönnen *[können]*, Das ungerechte Deutschland. Ich bitte dich sorge dafür das sie das doch behält. Von das ~~Urlab~~ Urlaubs Gesuch noch nichts von gehört. Ich bitte Dich schreibe doch mahl, es ja gerade als wenn Du nicht mehr schreiben kannsts Und schreibe mir, ob ihr Gesuch einreichen könnst, und wie es ~~seid~~ mit die Steuer [*ergänzt:* ist] wieviel Sie höher gekommen ist, sie hat davon geschrieben, kann da nicht aus Klug werden, und mit die Unterstützung ist. Nun schieße *[schließe]* ich, wollen doch hoffen das der Elende Krieg, und das Blut vergießen doch bald ein Ende nihmt, ~~D~~ und das man doch noch ~~so etwa~~ wieder zurück kommt, und vergeßt das Beten und schreiben nicht

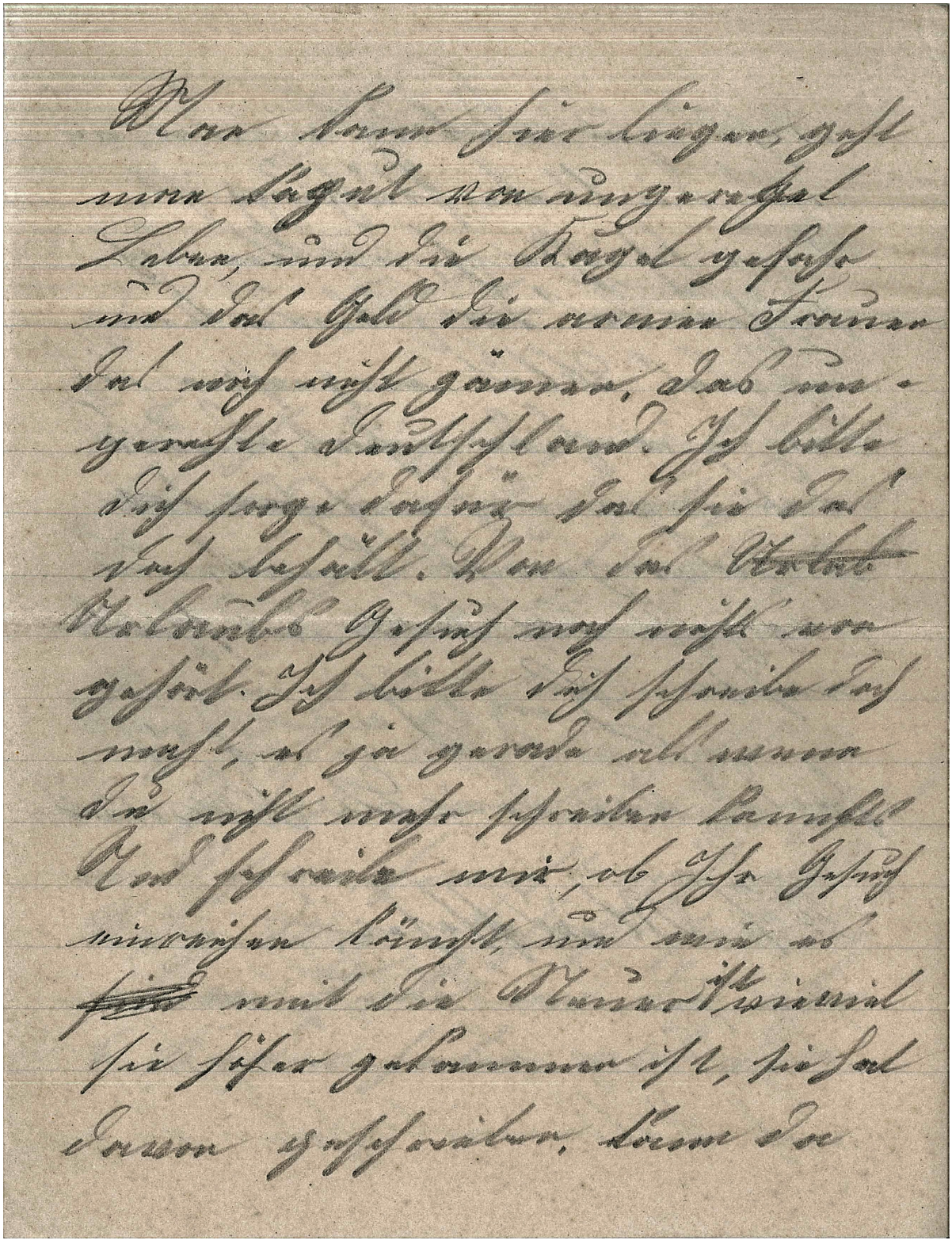
Herzlichen Gruß sendet dir dein B. *[Bruder]* Heinrich
Auf Wiedersehen.



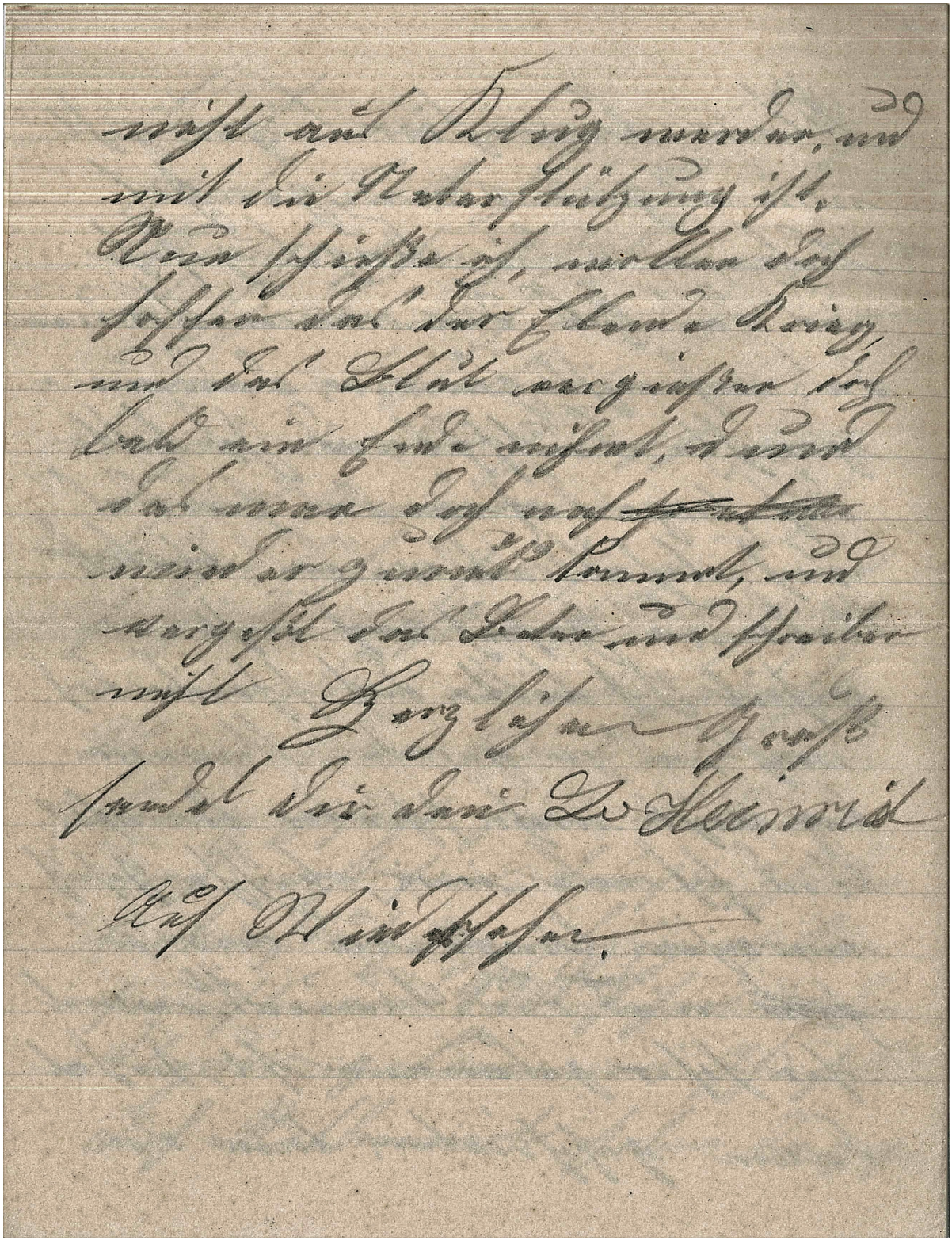
Faksimile 11: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 25. Juli 1917, S. 1



Faksimile 11: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 25. Juli 1917, S. 2



Faksimile 11: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 25. Juli 1917, S. 3



Faksimile 11: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 25. Juli 1917, S. 4

In Erwartung auf (mehr) Briefe

Die psychologische Funktion des Briefverkehrs

Johannes Reichert

Während des Ersten Weltkrieges wurden 28,7 Milliarden Feldpostbriefe verschickt.[1] Es ist nicht verwunderlich, dass sich die neueste Forschung auch mit der psychologischen Funktion dieser Feldpostbriefe auseinandergesetzt hat. Denn Briefe aus der Heimat hielten die Moral aufrecht, stärkten den Zusammenhalt in der Familie, waren Informationsrohr für Front und Heimat gleichermaßen und machten den Soldaten Hoffnung, ihre Familie und Heimat wiederzusehen.[2] Gleiches gilt auch für den Soldaten Heinrich Echtermeyer. Von Beginn seines Fronteinsatzes an war der Wunsch und die Forderung nach Post von seiner Familie zentraler Bestandteil seiner Briefe in die Heimat.

„Bittet schreibet wohl wieder was da bei Euch neues gibt“[3] – so oder so ähnlich enden mit vier Ausnahmen alle seiner uns vorliegenden an seinen Bruder Bernhard adressierten 57 Briefe und Feldpostkarten. Die einzigen Briefe, in denen ein solches Einfordern weiterer Briefe und das Bitten um ein regeres Schreiben nicht thematisiert werden, sind ein Brief aus dem Juli 1916, in dem sich Heinrich Echtermeyer auf der Reise in eine andere Stellung an der Front befindet, sowie drei Briefe aus dem März 1917.[4] In diesen Briefen vom 1., 2. und 27. März 1917 ist er erzürnt über Bruder und Familie.[5] Doch insgesamt werden während des Jahres 1917 und der Zuspitzung des Krieges die Forderungen und das Verlangen nach Briefen beständig größer. Echtermeyers Frustration, keine oder zu wenige Briefe zu erhalten, steigt, die Aufforderungen, ihm zu schreiben, werden stärker und drängender:

> „Da ich von dir in langer Zeit, kein schreiben erhalten habe, so will ich dir Gruß senden. Bin Gut Gesund und von Euch alle hoffe. Heute von meiner Frau Karte

[1] Siehe dazu Ortwin Buchbender, „Zur Geschichte der Rezeption und Sammlung von Feldpost in Deutschland oder ‚Auf den Spuren der subjektiven Wirklichkeiten‘“, in: Veit Didczuneit/Jens Ebert/Thomas Jander (Hg.), Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege. Essen 2011, S. 17–22, hier S. 19.

[2] Dazu genauer Clemens Schwender, „Feldpost als Medium sozialer Kommunikation“, in: Ebd., S. 127–138.

[3] Feldpostkarte vom 4. Juni 1916.

[4] Feldpostkarte vom 10. Juli 1916 sowie die Feldpostbriefe vom 1. 2. und 27. März 1917.

[5] Siehe dazu die Kommentare von Marc Berlsmann sowie Lukas Boch und Michael Boch in diesem Buch.

> erhalten, und gesehen das Ihr wenig von mir erhaltet, und schreibe viel […]. […] Das Paket mit Schinken, was du mir geschickt hast habe ich jetzt noch nicht. Nun hoffe ich, das du viel schreibst wie es mit meiner Schwester ist, und mit Frau und Kinder."[6]

Sollte der Bruder anfangs ‚nur' Briefe schreiben, kommt in Echtermeyers Feldpostbriefen das unscheinbar anmutende Wort ‚viel' eine immer größere Bedeutung zu. Es verdeutlicht seinem Bruder, dass dieser nicht nur auf seine Briefe antworten, sondern eben *viele* Briefe schicken soll, um ihn mit vielen Informationen aus der Heimat zu versorgen, denn, wie Echtermeyer zum Ende des Jahres 1917 immer häufiger erwähnt: „Ich hoffe du wieder schreibst, was so alles in der Heimat gibt […]."[7] Die Funktion der Feldpostbriefe als Informationsquelle ist Echtermeyer sehr wichtig. Er formuliert in mehreren Briefen sein Bedürfnis, etwas aus der Heimat zu erfahren. Diese Briefe geben ihm Hoffnung, die Familie wieder zu sehen und ermöglichen ihm das Aufrechterhalten des Kontakts.

Manche seiner Feldpostkarten bestehen lediglich aus einleitender Grußformel, einer knapp gehaltenen Information bezüglich seines Befindens und der abschließenden Forderung nach erneuter Antwort seines Bruders.[8] Offenbar kann oder will er nichts von seinen Erlebnissen an der Front berichten – vielleicht, weil ihm die Worte fehlen, vielleicht weil er seine Familie nicht belasten will und denkt, sie würden explizite Berichte nicht verstehen können.[9] Für Echtermeyer bekommen die Feldpostbriefe im Laufe seines Einsatzes an der Front mehr und mehr die Funktion, etwas über die Heimat und seine Familie zu erfahren, wohingegen sie von ihm weniger dazu genutzt werden, selbst etwas über die eigenen Erfahrungen vor Ort zu berichten.

Echtermeyer fühlt sich jedoch von seiner Familie im Stich gelassen. Dies erklärt seine heftige Reaktion nach dem Tod seiner Schwester Maria, als ihm sein Bruder kein Telegramm schickte und er erst verspätet Nachricht erhielt.[10]

---

6 Feldpostbrief vom 26. März 1917.

7 Siehe so oder ähnlich in den Feldpostkarten vom 12. und 22. Juli 1917 oder im Feldpostbrief vom 12. September 1917.

8 Feldpostkarte vom 30. August 1917: „[D]a ich von dir in langer Zeit, kein Schreiben erhalten habe, so, will ich dir Gruß aus der Ferne schicken. […] Ich hoffe du mahl schreibsts was in der Heimat alles gibt, und wies mit Frieden steht, wollen hoffen er bald kommt."

9 Siehe dazu die Kommentare von Fabian Köster und Dennis Krause sowie Lucinda Jäger in diesem Buch.

10 Feldpostbrief vom 27. März 1917.

Seine Angst, Briefe nicht zu erhalten und damit Informationen zu verlieren, steigert sich im Verlauf des Krieges:

> „Aber Bruder Ihr hätet mir doch auch wohl Amtliches Telegramm schicken können dann wäre ich vieleicht auch noch zur Begräbnis gekommen, ich weiß nicht was Ihr dabei habt, das Ihr mir niemahls Nachricht schickt, das ist ja gerade so als wenn ich nicht herüber kommen soll."[11]

Vier Monate später fleht er seinen Bruder regelrecht an, ihm zu schreiben: „Ich bitte Dich schreibe doch mahl, es ist ja grade als wenn du nicht mehr schreiben kannsts […]."[12] Es scheint, als habe Echtermeyer Sorge, von seiner Familie vergessen zu werden. Seine Aufforderungen sind nahezu trotzig, bisweilen wirkt er gar beleidigt.[13] Echtermeyer fürchtet den Kontakt zu Familie und Bruder zu verlieren. Die Briefe aus der Heimat sind die einzige Möglichkeit, diesen Kontakt aufrecht zu erhalten.

Aus der anfänglichen Frustration und dem Ärgernis über die aus seiner Sicht wenigen Briefsendungen aus der Heimat wird mit der Zeit Trauer und Enttäuschung. Er kann nicht verstehen, warum ihm sein Bruder so wenig schreibt und Teile seiner Familie sich gar nicht melden: „[U]nd dann vergeßt das schreiben nicht lieber Bruder Herman, der schreibst über Haupt nicht […]."[14] Offenbar fühlt sich Echtermeyer in seiner Position an der Front nicht genügend beachtet und anerkannt. Er macht seinem Bruder durch die rasche Abfolge von Briefsendungen bewusst, dass es ihm durchaus gelingt, an die Familie zu denken und dies, obwohl er an der Front weitaus schlechteren Bedingungen ausgesetzt ist.[15] Er verlangt von seinem Bruder in nahezu jedem seiner Briefe, es ihm gleich zu tun, an ihn zu denken und sich seine Situation an der Front bewusst zu machen.

---

[11] Ebd.
[12] Feldpostbrief vom 25. Juli 1917.
[13] Feldpostkarte vom 25. Januar 1917: „Da Du nicht schreibst, so will ich Dir Gruß aus Rußland senden […]. Nun hoffe ich das du auch mahl schreibst was bei Euch Neues gibt, den man hört gern was von der Heimat."
[14] Feldpostbrief vom 26. März 1917.
[15] Siehe beispielsweise die Feldpostbriefe vom 26. und 27. März 1917. Teilweise schreibt er Briefe in Abständen von wenigen Tagen, in denen er die gleichen Forderungen an seinen Bruder wiederholt.

Feldpostkarte, 28. Juli 1917

Geschrieben den 28.7 1917

Lieber Bruder!

Ich teile dir mit das ich heute, von dir Paket, und Karte von 22ten in Gesundheit erhalten habe, und hoffe Ihr alle gut Gesund seit. Hier gibt es jetzt noch mahl viel Regen, sonst Neues kann ich dir nicht schreiben. Von Ur. *[Urlaub*]* noch nichts gehört. Nun schieße *[schließe]* ich und danke dir viel mahls für das Paket, und wollen hoffen das wir uns bald wiedersehen, und schreiben nicht vergeßen. Herzlichen Gruß an dich und deine Frau. Auf Wiedersehen.

Feldpostkarte, 30. August 1917

Geschrieben den 30.8 1917.

Lieber Bruder!

da ich von dir in langer Zeit, kein Schreiben erhalten habe, so, will ich dir Gruß aus der Ferne schicken. Bin Gesund, und von Euch hoffe. Von hier kann ich dir nichts Neues schreiben, die Stellung ziemlich Ruhig und durchweg gutes Wetter. Ich hoffe du mahl schreibsts was in der Heimat alles gibt, und wies mit Frieden steht, wollen hoffen er bald kommt.

Herzlich Gruß an dir und Frau
Auf Wiedersehen, H. *[Heinrich]* Echtermeyer

Feldpostbrief, 2. September 1917

Geschrieben 2.9.17.

Lieber Bruder!

Gestern deinen Brief in Gesundheit erhalten, und hoffe Ihr alle noch Gesund seit, und es hat mir gefreut, das du auch mahl geschrieben hast, den

* Hier ist das Urlaubsgesuch gemeint.

man hört gern was von der Heimat. Von hier kann ich dir nichts Neues schreiben, durchweg gutes Wetter, und wir sind ~~s~~ jetzt in Stellung, und auch noch wohl Ruhig. Wie du schreibst ist das Gesuch genehmigt auf Generalkommando, hier noch nichts von gehört, aber das dauer lange bist es überall gewesen ist, das mußt über Regiment Bataillon, Kompanie, wollen hoffen das ich bald aus Graben heraus komme. Urlaubs Gesuch kann meiner Frau ~~g~~ jetzt nicht einreichen, dies muß erst zu Ende sein, kann ja sein das ich andere Addresse bekomme. das meiner Frau Gefangenen nimmt Tag und Nacht, das ist nichts, wo keine Manns Person zu Hause ist, da ist schon manches unheil durch gekommen, wohl tags über welche in Arbeit nehmen. Meine Frau schrieb du meintes sie solle sich etwas anlegen, wenn Ihr ~~wohl~~ eine Amazone kriechen könnt, die wäre wohl zweckmäßig, dann nicht die größte, und auch nicht die kleinsten. Nun schieße *[schließe]* ich und wollen hoffen das ich bald aus Graben komme, und das der Elende Krieg bald zu Ende geht und du das schreiben auch nicht vergißt.

Herzlichen Gruß von dein B. *[Bruder]* Heinrich
Gruß an deiner Frau
[*seitlich vor den letzten beiden Zeilen eingepasst:* Auf Wiedersehen]

Feldpostbrief, 12. September 1917

Geschrieben 12.9.17.

Lieber Bruder!

Gestern die beiden Paketen gut, in Gesundheit erhalten, und hoffe Ihr alle gut Gesund seit. Und ich danke Ihnen Herzlich dafür, das Gesuch das ich aus der Front ist hier, ob ich bald heraus komme, weiß ich noch nicht, und kann auch sein das es das Regiment es noch ablehnt, den wie ich gehört habe, bekommt es vorläufig kein Ersatz mehr, und ist jetzt nicht richtig vollzählig, und es sind viele Gesuche die aus der Front wollen, wollen Hoffen das es Glück. Ich habe meiner Frau geschrieben sie solle nur Urlaubs Gesuch einreichen, und in der Zeit, von 22–23 diesen Monat abschicken, wem ich Ihr nicht anders geschrieben habe. die Stellung von wir jetzt in sind, ist noch mahl Ruhig, und bist jetzt noch mahl trocken Wetter, und das ist die Haupsache, die ~~W~~ Verpflegung ist nicht berühmt, den das Brot ist zu wenig

Täglich 600 Gramm, und kaufen ist in Stellung nicht was. Sonst Neues kann ich dir nicht schreiben. Ich [*ergänzt:* hoffe] du oft schreibs von alles in der Heimat gibt, den hier in Graben hört man nichts. Nun schieße *[schließe]* ich. noch mahls Dank für das geschickte, und hoffen das der Krieg bald zu Ende geht, und ich glücklich zurück komme.

Herzlichen Gruß an Dich und Frau sendet dein B. *[Bruder]*
Heinrich
Auf Wiedersehen.

Feldpostbrief, 17. Oktober 1917

Geschrieben den 17.10.17.

Lieber Bruder!

Ich teile Dir mit das ich heute das Paket mit Wurst erhalten habe, und ich sage dir meinen Herzlichsten Dank dafür, und auch Gestern Karte von Dir. Ich bin Gesund und von Euch alle hoffe. Von hier kann ich dir nichts Neues schreiben, blos jetzt viel Regenwetter. Wir sind jetzt wieder in Reserve unser Bataillon, den von Regiment sind 2 Bataillon in Stellung, und eins in Reserve Man kann nur so nach ein 2 Monate in Stellung und dann einen heraus. Wir sind diese Tage heraus gekommen, nun haben wir Arbeits Dienst, und etwas dienst. Ich bin jetzt auf Pionier Park, und habe so lange wir in Reserve sind, mit der Kompanie nichts zu tun, und die Verpflegung hier auf Pionier Park. Das ich auf das Gesuch in Urlaub Glaube ich nicht, den jetzt noch kein Landwirt auf Gesuch gefahren. Ihr müßt nur sehen das Ihr so etwas fertig werdet. Nun schieße *[schließe]* ich den ich weiß nicht mehr, und hoffe [*ergänzt:* ~~ich~~] das du viel schreibst, und das der Krieg doch bald zu Ende geht, und glücklich wieder Heim komme. und nochmahls Dank für das geschickte.

Herzlichen sendet dir Dein Burder *[Bruder]* Heinrich.
Gruß an deiner Frau!
Auf Wiedersehen

Feldpostkarte, 29. November 1917

Absender:

Dienstgrad Lstr *[Landsturmmann]*
Name Echtermeyer.
3 Lstr Inf Ers. *[Landsturm-Infanterie-Ersatz] Bataillon*
2 *Komp. [Kompanie]*
Besondere Formationen (Flieger, Funker usw.)
Bei diesen ist die Armee oder die Etappeninspektion anzugeben.
XVAK *[15. Armeekorps]* 15/7
Deutsche Feldpost 191

An

Herrn B. Echtermeyer.
in Halverde.
in Kr. *[Kreis]* Tecklenburg
Wohnung (Straße und Hausnummer) Pro. *[Provinz]* Westfalen.

Geschrieben den 29.11 1917.

Lieber Bruder!

Heute deine Karte in Gesundheit erhalten, und hoffe Ihr alle gut Gesund seit. Hier ist jetzt schlechtes Wetter, Regen, Schnee und Sturm. Ich bin jetzt auf Wache, dauer Wache, ein Wachthabener, und 4 Mann, das gefällt mir auch schon gut. Sonst Neues kann ich Dir von hier nicht schreiben. Ich hoffe du das schreiben nicht vergißt, und bald der ersehnte Friede kommt, und bald in die Heimat zurück komme. Herzlichen Gruß von dein B. *[Bruder]* Heinrich
[*ergänzt am Anfang der letzten beiden Zeilen:* Auf Wiedersehen]

Feldpostbrief, 26. Januar 1918

Feldpost.
An
Herrn B. Echtermeyer.
in Halverde.
Kr. *[Kreis]* Tecklenburg.
Pro. *[Provinz]* Westfalen.

Abs. Lstr. *[Landsturmmann]* Echtermeyer.
3 Lstr. Inf. Ers. *[Landsturm-Infanterie-Ersatz]* Batt *[Bataillon]* 2 K *[Kompanie]*
XVAK *[15. Armeekorps]* 15/7
Deutsche Feldpost.
191.

Geschrieben 26.1.18.

Lieber Bruder!

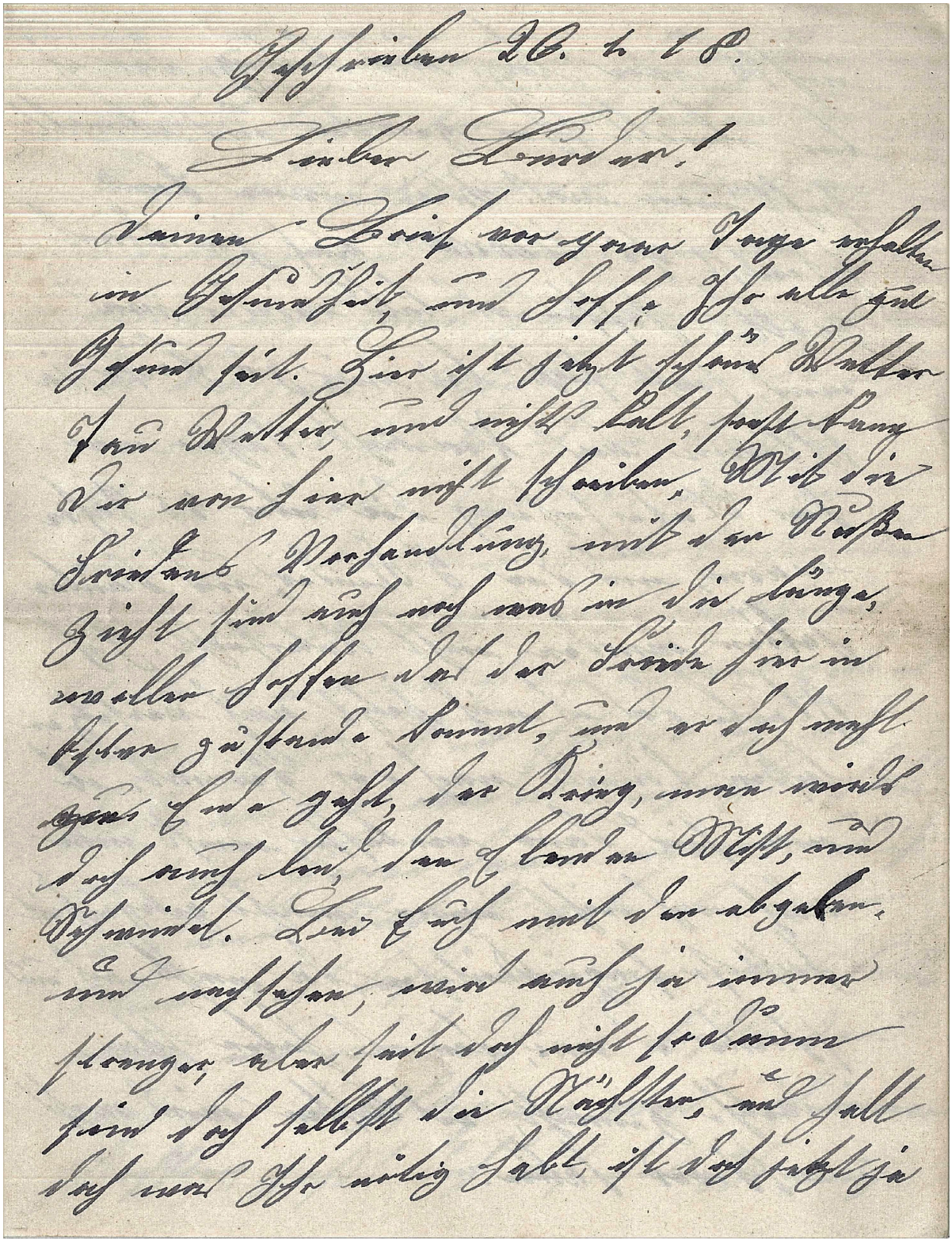
Deinen Brief vor paar Tage erhalten in Gesundheit, und hoffe Ihr alle gut Gesund seit. Hier ist jetzt schönes Wetter Tau Wetter, und nichts kalt, sonst kann Dir von hier nicht schreiben, Mit die Friedens Verhandlung, mit den Rußen zieht sich auch noch was in die länge, wollen hoffen das der Friede hier in Osten zustande kommt, und er doch mahl zu Ende geht, der Krieg, man wirds doch auch leid, den Elenden Mist, und Schwindel. Bei Euch mit den abgaben, und nachsehen, wird auch ja immer strenger, aber seit doch nicht so dumm sind doch selbst die Nächsten, und halt doch was Ihr nötig habt, ist doch jetzt ja nichts wie lug, und Betrug, den ich bin überall schon gewesen, und überall sieht man was. Wie meine Frau schreibst ist Herman auch ja krank wollen hoffen es bald wieder was wird, sonst siehs bei mir zu Hause ja schlimm aus. Vor acht Tagen war hier Untersuchung, die über 45 Jahre waren, und die 5 Kinder, und drüber hatten wurden nicht Untersucht. Ich Glaube das ich mich jetzt auch versetzen laßen könnte nach der Heimat, ob man sind dann verbesser, weiß man auch noch nicht, wenn mahl gelegenheit hast so frage Kärlchen, da mahl nach, und schreibe es mir, den es haben schon welche gemacht, entlassen wird wohl schwer halten.

Am besten wäre ja ich wohl in Urlaub käme, bin auch bald an die Reihe, aber jetzt wieder gespert bist 4 Februar, und wenn dann die Landwirte nicht zurück gestellt werden bist zur Frühjahrs Bestellung, wenn das nicht der fall ist Glaube ich im Nächsten Monat herüber kommen, und dann selbst mit Amtmann drüber schrechen [sprechen], aber wenn eben geht frage mahl danach, und schreibe es mir, und ich dir Antwort gebe es machen sollen. Nun schieße *[schließe]* ich, und hoffe, von dir wieder Nachricht erhalte was die Herren dann meinen, und ich Dir dann Nachricht gebe es machen sollen. Das beste wäre ja, das es Friede wäre, und wird auch die höchste Zeit, mit die Verpflegung wird auch immer schlechter, paßt doch auf, das Ihr genug zu Essen behaltet, und sorg auch ~~def~~ dafür das meine Frau genug behält, den es ist genug das wir hier so liegen müßen, es ist doch nichts wie <u>lauter</u> Schwindel. Nun hoffe ich das ich von Dir Nachricht erhalte, und bald wieder zusammen kommen.

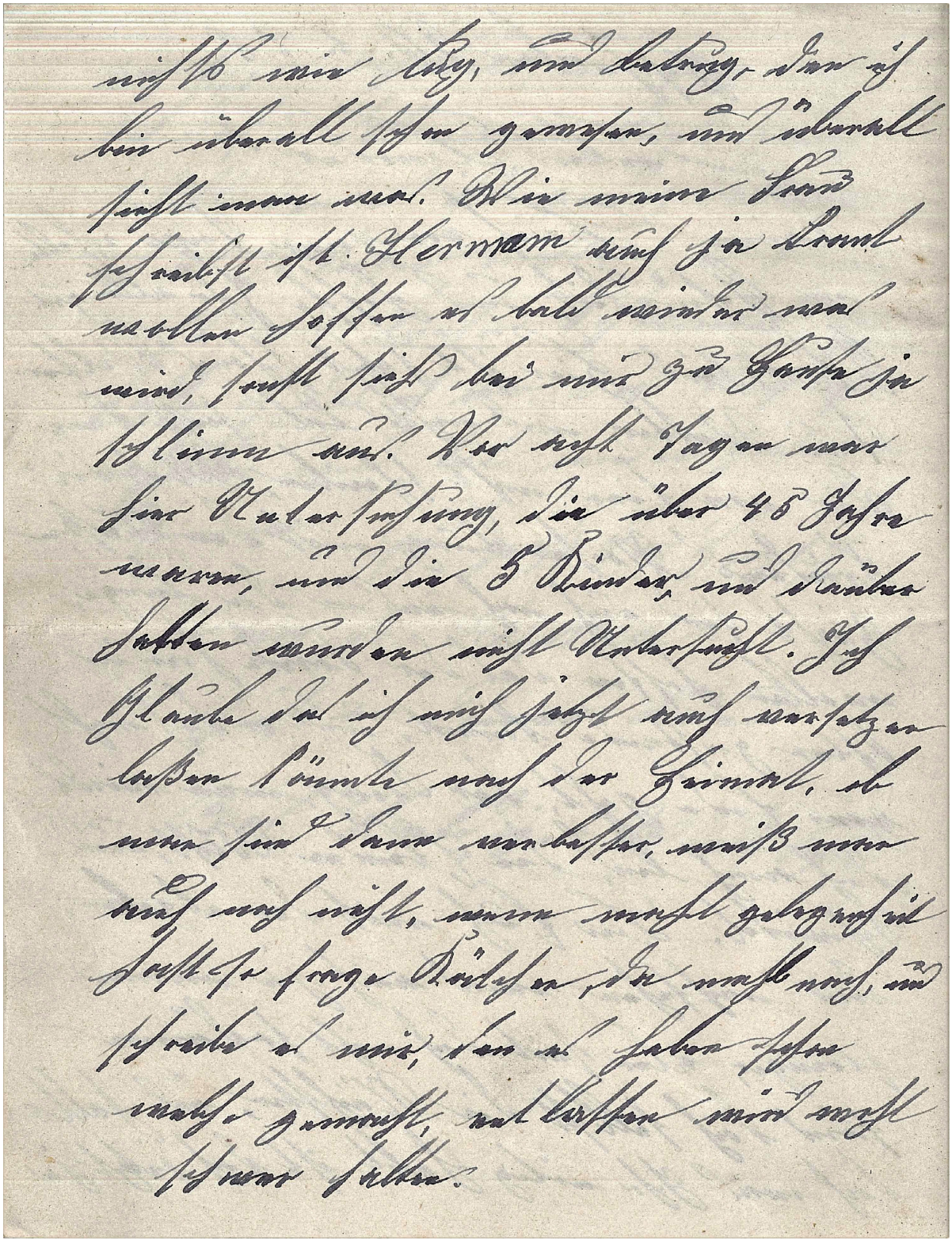
Es grüß dir herzlich Dein B. *[Bruder]* Heinrich
Gruß an deiner Frau
Auf Baldiges Wiedersehen.



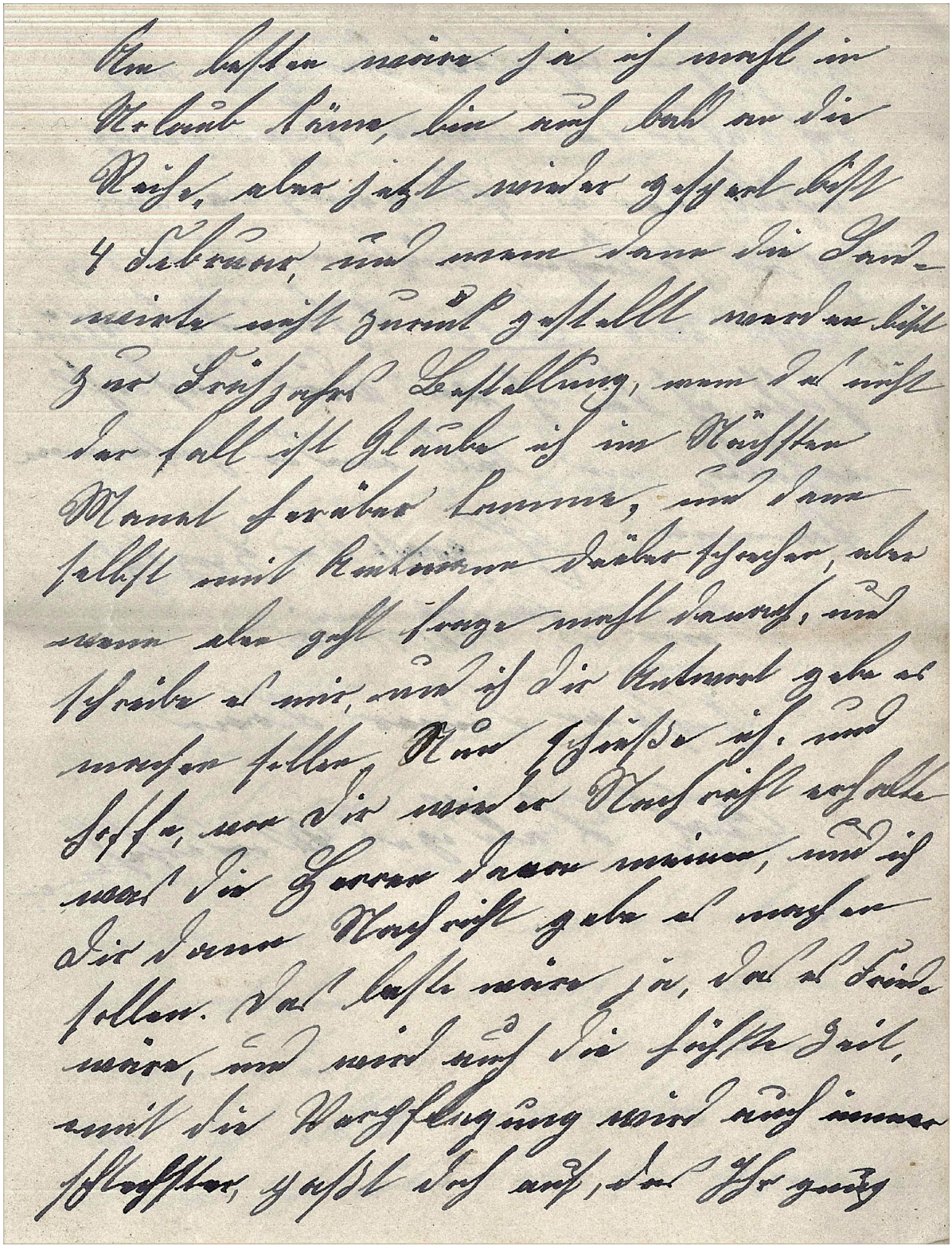
Faksimile 12: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 26. Januar 1918, Briefumschlag (Vorder- und Rückseite)



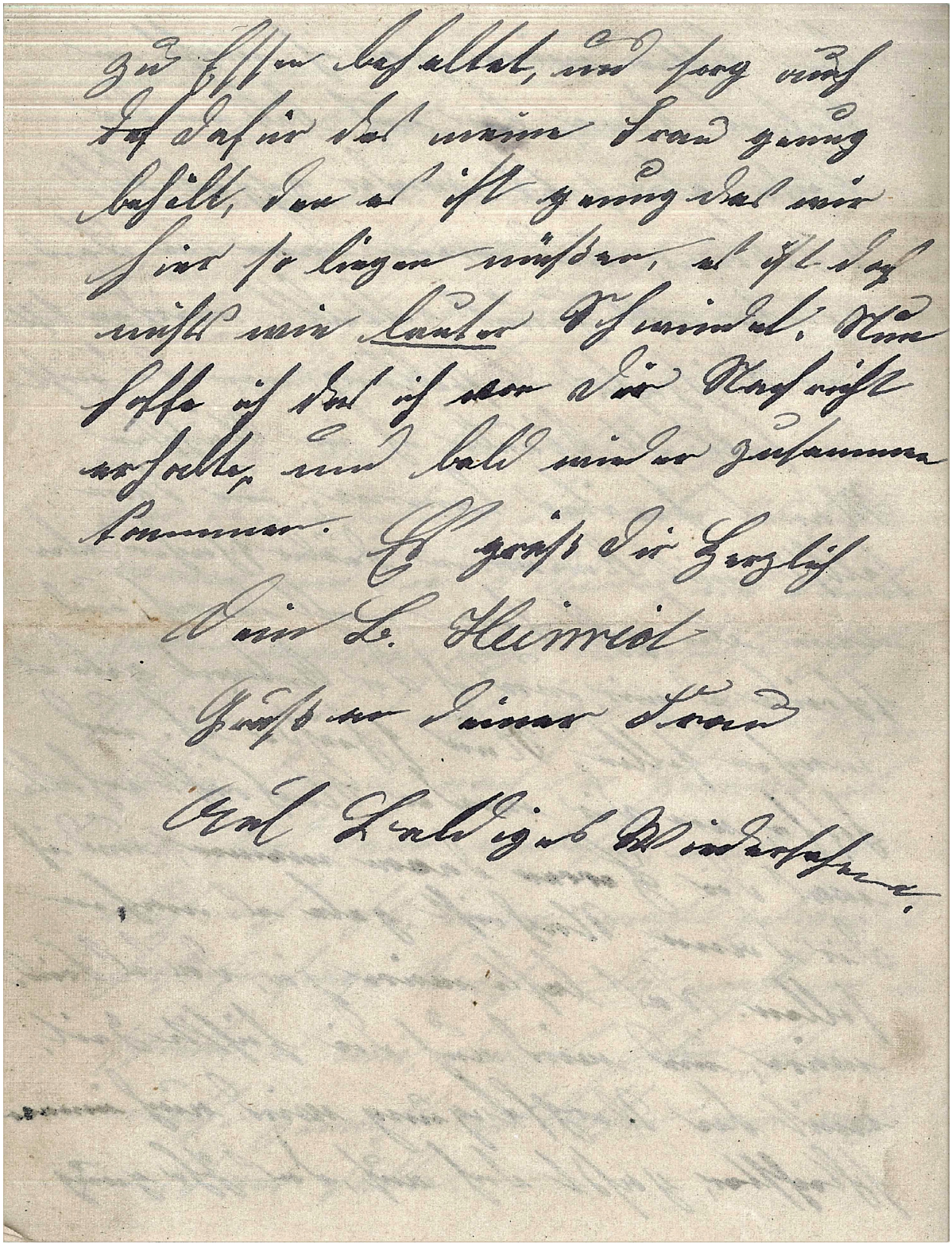
Faksimile 12: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 26. Januar 1918, S. 1



Faksimile 12: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 26. Januar 1918, S. 2



Faksimile 12: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 26. Januar 1918, S. 3



Faksimile 12: Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard, Feldpostbrief vom 26. Januar 1918, S. 4

Wer ist der eigentliche Feind?

Lea Griesing

Vor und zu Beginn des Ersten Weltkrieges herrschte in Deutschland eine patriotische Hochstimmung, ja eine „Atmosphäre sich überbietender Vaterlandsliebe".[1] Die unterschiedlichsten Autoren verfassten patriotische Lieder, Gedichte und Bücher, gestalteten Broschüren und Plakate. Die deutsche Propaganda setzte dabei visuell ganz auf Bilder entschlossener und siegesgewisser Soldaten, in denen der eigene Ehemann, Sohn oder Vater wiedererkannt werden sollte. Und mehr noch:

> „In Deutschland dienten die propagandistischen Bilder – auch [die] für das feindliche Ausland bestimmten – fast ausschließlich der Bestätigung des deutschen Selbstbildes als überlegenes Kulturvolk, das sogar noch im Krieg seinen Feinden Gerechtigkeit widerfahren ließ; ein unschuldiges Opfer, das gerade aufgrund seiner Überlegenheit angegriffen wurde."[2]

Die eigene Selbstüberhöhung brachte bei erfolgreicher Propagandawirkung zugleich mit sich, dass das Gegenüber als untergeordnet angesehen wurde und Feindbilder entstanden. Die selbst zugeschriebene Opferposition verstärkte im ‚Idealfall' die übersteigerte Abwehrhaltung gegenüber dem Feind. Stereotype Feindbilder wurden propagiert und sollten Teil der deutschen Mentalität werden. In Heinrich Echtermeyers Briefen finden sich jedoch solche den propagierten Vorstellungen entsprechenden Feindbilder nicht. Es gibt keine Passagen, in denen Echtermeyer den Feind beleidigt oder sich selbst über diesen erhebt. Wenn er vom aktuellen Geschehen berichtet, schreibt er ganz neutral vom „Feind".[3] Berichtet er dagegen über das Agieren des Gegners und von der aktuellen Kriegssituation, schreibt er häufig von „dem" oder „den Rußen".[4] Nie aber verwendet er im unmittelbaren Zusammenhang abwertende Adjektive. So heißt es in einem der Briefe Echtermeyers: „[D]er Ruße mach fast nichts und er uns nur in Ruhe läßt, wir ihn auch nicht."[5] Diese

---

1 Arnulf Scriba, „Erster Weltkrieg. Kriegspropaganda", in: Lebendiges Museum Online (Lemo), online abrufbar unter https://www.dhm.de/lemo/kapitel/erster-weltkrieg/propaganda.html [22.1.2015].
2 Ebd.
3 Siehe beispielsweise die Feldpostkarte vom 6. September 1916.
4 Siehe dazu den Kommentar von Laura Maring in diesem Buch.
5 Feldpostbrief vom 20. September 1916.

Aussage verdeutlicht, dass Heinrich Echtermeyer seine eigene Situation relativ nüchtern reflektiert, da er nicht, um der Frustration zu entkommen, herabwürdigend über den Feind schreibt. Vielmehr ist er sich bewusst darüber, wie sehr sich die Lage der Soldaten auf beiden Seiten gleicht.

Durch den Stellungskrieg und seine jeweiligen Aufgaben im Stellungsbau bekam er sein Gegenüber, gegen das er kämpfen sollte, vermutlich persönlich zu Gesicht. Erwähnt wird ein solcher Kontakt jedoch in keinem seiner Briefe. Dennoch ist „der Feind" in seinem Bewusstsein durchaus präsent: „[…] Wir und der Feind sollen wohl so um 1000 Meter aus einander liegen",[6] vermutet er in einer seiner Feldpostkarten. Seine Wut richtet Heinrich Echtermeyer denn auch nicht gegen den Feind aus dem Aus-, sondern vielmehr gegen die Verantwortlichen im Inland. So beschwert er sich in seinem Brief vom 26. Januar 1918 über die Gesamtsituation des Krieges, vor allem aber über den Hunger, den seine Angehörigen zu Hause erleiden müssen:

> „[E]r doch mahl zu Ende geht, der Krieg, man wirds doch auch leid, den Elenden Mist, und Schwindel. Bei Euch mit den abgaben, und nachsehen, wird auch ja immer strenger, aber seit doch nicht so dumm sind doch selbst die Nächsten, […] nichts wie lug, und Betrug […]."[7]

Im Vergleich zu seinen übrigen Briefen, in denen Echtermeyer stets sehr gefasst oder zumindest um Fassung bemüht wirkt, gleicht diese Passage einem regelrechten ‚Ausbruch' der Gefühle, in dem er seinem Ärger nahezu freien Lauf lässt. Allein auf „[L]ug" und „Betrug" gründend vermag er dem Krieg keinen Sinn zu verleihen.

Bereits im Juli 1917 hatte Echtermeyer in einem Brief einen vergleichbaren ‚Ausbruch' niedergeschrieben und dabei ein ganz persönliches Feindbild entworfen. Doch auch dieses bezieht sich nicht auf den eigentlichen „Feind", den Gegner im Krieg, sondern richtet sich ebenfalls nach innen. Denn Echtermeyer führt Deutschland selbst als eigentlichen Feind an, benennt die ausschließlich negativen Auswirkungen, die der Krieg mit sich bringe und von denen er, aber auch seine Familie in der Heimat, direkt betroffen ist. Er beschreibt seine größten Sorgen, die alle auf den Krieg zurückzuführen sind: „[G]eht man kaput von ungeregel Leben, und die Kugel gefahr und das Geld die armen Frauen

[6] Feldpostkarte vom 15. Oktober 1916.
[7] Feldpostbrief vom 26. Januar 1918.

das noch nicht [k]önnen."[8] Die Ursache für die ständig andauernde Lebensgefahr, derer sich die Soldaten an der Front ausgesetzt sehen, aber auch der Armut und Hungersnot der Familien zuhause in Deutschland, sieht Heinrich Echtermeyer einzig und allein im „ungerechte[n] Deutschland".[9]

Schon unmittelbar zuvor, Anfang Juli 1917, hatte er daher seine Frau aufgefordert, keine weiteren Abgaben zu leisten: „[D]ie laßen doch machen was sie wollen, die müßten in Schützengraben, so bekomen sie ander Verstand."[10] Sein Groll richtet sich dabei gegen die in seinen Augen für den Krieg verantwortlichen Akteure: die Vertreter der deutschen Regierung. Je länger der Krieg andauert, desto weniger überzeugt ist Echtermeyer von Sinn und Zweck des Krieges, von diesem „[e]lenden Mist".[11] Seine bereits kurz nach seinem Kriegseinsatz zum Ausdruck gebrachte Unsicherheit – „was das alle noch werden soll, weiß ich nicht"[12] – hat sich in Wut gewandelt.

[8] Feldpostbrief vom 25. Juli 1917.
[9] Ebd.
[10] Feldpostbrief vom 1. Juli 1917.
[11] Feldpostbrief vom 26. Januar 1918.
[12] Feldpostbrief vom 25. November 1916.

Sinnstiftende Weltdeutungsmuster

Erkenntnisse des Heinrich Echtermeyer

Hanna Lena Hertzel

Im Zuge der neueren sozial- und kulturhistorischen Feldpostforschung ist ersichtlich geworden, welch tiefe Einblicke Egodokumente in alltagskulturelle Deutungsmuster gewähren.[1] Durch diese Erkenntnis haben sich neben lange dominierenden Deutungsmustern – wie beispielsweise in Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* oder in Erich Maria Remarks *Im Westen nichts Neues* zum Ausdruck gebracht – nun auch alternative Perspektiven auf die Wahrnehmungsebene des Ersten Weltkrieges etablieren können. Schließlich ermöglicht die Feldpost einen viel breiteren Zugang zu soldatischen Fragen nach dem Sinn des Krieges.[2] Denn die Not und die alltägliche Konfrontation mit der Gewalt an der Front hielt die Soldaten oft zu eigenständigen Deutungen an. Diese „sinnstiftende[n] Weltdeutungsmuster", wie der Historiker Peter Knoch sie nennt,[3] zeigen auf, wie der Krieg als Ganzes gedeutet wurde, welchen Sinn der einzelne Soldat seiner Rolle an der Front zuschrieb und wie sich der ‚Sinnbedarf' im Laufe des Kriegs verändern konnte. Insbesondere der letzte Punkt ist auch anhand der Feldpostbriefe Heinrich Echtermeyers nachzuvollziehen, da die ‚Sinnlosigkeit' des Krieges im Verlauf der Korrespondenz immer häufiger zum Ausdruck gebracht wird.

In Echtermeyers Briefen und Feldpostkarten finden sich nur selten kritische Kommentare über den Kriegsverlauf, so gut wie keine Berichte von Erlebnissen an der Front und auch keine Sinnzuschreibungen wieder. Stattdessen sind es die anfallenden Arbeiten auf dem Hof, die sich als roter Faden durch seine Feldpostsendungen ziehen.[4] Über diese Arbeiten muss Echtermeyer, wie aus seinen Briefen hervorgeht, offenbar fortwährend nachdenken.[5] Insofern ist es

---

1 Siehe dazu Aribert Reimann, „‚Ich sehe diese Dinge lieber empfunden und nicht besprochen'. Britische Soldatenbriefe von der Westfront des Ersten Weltkrieges", in: Veit Didczuneit/Jens Ebert/Thomas Jander (Hg.), Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege. Essen 2011, S. 103–116, hier S. 103.

2 Hier und im Folgenden Peter Knoch, „Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung", in: Geschichtsdidaktik, Jg. 11 (1986), S. 154–171, hier S. 166.

3 Ebd., S. 158.

4 Siehe dazu den Kommentar von Niklas Maximilian Schepp in diesem Buch.

5 Feldpostbriefe vom 26. Mai 1916, 20. August 1916 (an Bruder und Schwägerin), 7. November 1916 (an Bruder und Schwägerin), 18. Januar 1917, 20. März 1917, 12. April 1917, 17. Oktober 1917 und 24. Juli 1918 sowie die Feldpostkarten vom 12. und 30. August 1916.

auch nicht verwunderlich, dass neben diesem Aspekt die Urlaubs- und Entlassungsgesuche im Großteil der Korrespondenz thematisiert werden.[6] Diese Themenwahl ist nicht unüblich, da die erfolgreiche Weiterführung des Hofes für einen Bauern auch während des Krieges oberste Priorität blieb.[7]

Einen ähnlich großen Raum wie die Sorgen um den eigenen Hof und die Urlaubgesuche nimmt der kontinuierlich geäußerte Wunsch nach einem baldigen Frieden ein, den er beinahe in jedem Feldpostbrief und auf jeder Karte seit Beginn der Korrespondenz erwähnt. Diese drei Aspekte bestimmen den Großteil von Echtermeyers Briefen. Sie zeigen ebenso deutlich die Kriegsmüdigkeit Echtermeyers, wie sie auch den Eindruck vermitteln, er würde dem Krieg keine größere Bedeutung zuschreiben. Damit soll allerdings nicht Echtermeyers Pflichtbewusstsein in Frage gestellt werden, ordnet er sich doch zunächst unter und erfüllt die Aufgaben, die ihm aufgetragen wurden, gewissenhaft: „Ich habe jetzt 2 kleine Pferde zu versorgen, muß des Abends fahren zur Stellung Lebensmittel, und Material zur Stellung […]. Tag über Pferde Aufpaßen und etwas bei der Küche helfen."[8] Doch an insgesamt vier Stellen in der Korrespondenz erleben wir einen vollkommen anderen Heinrich Echtermeyer, der seine Positionen gegenüber dem Krieg, in dem er zu kämpfen hat, klar formuliert.

Bereits im Mai 1916 – und damit kurz nachdem er seinen Kriegsdienst antreten musste – äußert Echtermeyer, wie tragisch er es finde, dass der Krieg so viel Vernichtung mit sich bringe und unzählige Menschen zur Flucht zwinge.[9] An dieser Stelle macht er erstmals die Schreckensseiten des Krieges deutlich. Allerdings kommt er auf diese über den weiteren Jahresverlauf nicht mehr zurück. Doch nach Ablauf des Jahres verändert sich die Einstellung Echtermeyers gegenüber dem Krieg erheblich. Er weist seinen Bruder nun darauf hin, wie wichtig es sei, nicht zu viel Nahrung zu produzieren, denn: „[J]e größer der Hunger, je näher der Friede."[10] Diese Strategie scheint jedoch weniger geeignet, tatsächlich umgesetzt zu werden, sondern erfüllt für Echtermeyer viel

---

[6] Siehe dazu den Kommentar von Lukas Boch und Michael Boch in diesem Buch.

[7] Gerd-Walter Fritsche, „Bedingungen des individuellen Kriegserlebnisses", in: Peter Knoch (Hg.), Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenerziehung. Stuttgart 1989, S. 114–151, hier S. 128.

[8] Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostkarte vom 19. Oktober 1916.

[9] Heinrich Echtermeyer an seinen Bruder Bernhard und seine Schwägerin, Feldpostbrief vom 20. August 1916.

[10] Feldpostbrief vom 1. Juli 1917.

mehr den Zweck aufzuzeigen, dass er weiß, wie der Krieg funktioniert. Diese scheinbare Aufforderung hat daher eher einen symbolischen Gehalt und soll der Familie verdeutlichen, dass auch sie in der Heimat Möglichkeiten haben, gegen den Krieg aktiv zu werden.

Noch im gleichen Monat sollte sich diese Tendenz ein weiteres Mal verschärfen. So moniert Echtermeyer am 25. Juli 1917 nun das „ungeregel Leben" und die „Kugel gefahr" an der Front – beides mache die Soldaten regelrecht „kaput". Doch nicht nur die Situation an der Front lässt Echtermeyer zunehmend innerlich aufbegehren, denn auch in der Heimat stellt die Bewältigung des Alltags eine stetig größere Herausforderung dar: Seiner Frau soll nun auch noch die Unterstützung gestrichen werden, weil sie „höher in die Steuer gekommen ist".[11] Diese Einschätzung lässt Heinrich Echtermeyer nun offen und schreibt aufgebracht vom „ungerechte[n] Deutschland". Es scheint, als wäre seine Frau auf die Unterstützung angewiesen. Echtermeyer jedenfalls kann von der Front aus keine Hilfe leisten. Am Ende dieses Briefes äußert er sogar anstelle des sonst formulierten bloßen Wunsches nach Frieden die Hoffnung, dass der „[e]lende Krieg" und das „Blut vergießen" bald eine Ende nehme.[12] Die Erfahrung der gefühlten Sinnlosigkeit des Krieges, die Echtermeyer immer mehr kundtut, scheint somit im engen Zusammenhang mit der Verschlechterung der Situation in Halverde zu stehen – und seiner Handlungsunfähigkeit in Bezug auf diese. Seinen Höhenpunkt erreicht Echtermeyers Wut auf den Krieg schließlich im Januar 1918: „Den Krieg, man wirds doch auch leid, den Elenden Mist, und Schwindel […]. Nichts wie lug, und Betrug, den ich bin überall schon gewesen, und überall sieht man was."[13] Nun wird greifbar, dass Echtermeyer das politische Geschehen durchaus reflektiert und wahrnimmt. Vermutlich ist der Auslöser für diese Äußerungen einmal mehr die sich stetig verschlechternde Situation in Halverde,[14] doch auch die sich hinziehenden Friedensverhandlungen mit Russland stoßen ihm negativ auf.[15]

Auch wenn Heinrich Echtermeyer sich in neunzig Prozent seiner Briefe und Feldpostkarten eher bedeckt hält, was den Krieg und Deutungen desselben

[11] Feldpostbrief vom 25. Juli 1917.
[12] Ebd.
[13] Feldpostbrief vom 26. Januar 1918.
[14] Feldpostbrief/karte vom 26. Januar 1918: „Bei Euch mit den abgaben, und nachsehen, wird auch ja immer strenger, aber seit doch nicht so dumm sind doch selbst die Nächsten, und halt doch was Ihr nötig habt".
[15] Ebd.: „Mit die Friedens Verhandlung, mit den Rußen zieht sich auch noch was in die länge, wollen hoffen das der Friede hier in Osten zustande kommt".

anbelangt, so zeigt sich doch ein Entwicklungsprozess, in dem selbst das Nichtgesagte Aufschluss über das individuelle Kriegserlebnis gibt. Darüber hinaus wird die Bedeutung der Heimat in Bezug auf sinnstiftende Weltdeutungsmuster ersichtlich.

Feldpostbrief, 18. Februar 1918

Geschrieben 18.2.17.*

Lieber Bruder!

Da ich von dir in langer Zeit, kein [*ergänzt:* schreiben] von dir erhalten habe, so will ich dir Gruß aus Rußland schicken. Bin Gesund, und von Euch alle hoffe. Hier ist jetzt wieder Winter, und sonst so alles bei alten. Wie das mit Rußland wird, kann man noch nicht recht klug aus werden, wollen hoffen es zum Frieden kommt. Und Ihr hört auch in Deutschland gerade so viel, wie wir hier, den hier wird man auch nichts richtiges gewahr. Wie meine Frau schreibst, hat Frau Holtkamp schon wieder einen den sie frei haben will, da habe ich auch nichts dabei, den zwei Herrn dienen geht nicht gut. Wie meine Frau geschrieben hat, wollt Ihr Gesuch machen, auf mein Arbeit, alleine, das ist auch das beste, hoffenlich habt Ihr es schon gemacht, und sonst machts so bald wie möglich, den das dauer lange. In Urlaub komm ich fort noch nicht wist, den es heißt das er [*ergänzt:* wieder] gesperrt ist, und das bist Ende März. Ich habe es meiner Frau auch schon geschrieben, machst auch nur Urlaubs Gesuch, und zwar Ende März und Anfang April, das ich auch bin, wenn Maria seinen hohen Feiertag hat, das auch mit angeben, das ich ein Kind zur Kommunion bekomme, und wann der [*ergänzt:* Tag] ist, und dann nur um 4 Wochen Anfragen, und dann hier, an die Kompanie schicken, das Urlaubs Gesuch. Das Gesuch auf entlassung, was Ihr hoffenlich doch schon gemacht hab, das laß die Herrrn selber wissen, wan sie es schicken. das Urlaubs Gesuch muß, hier ~~en~~ an die Kompanie geschickt werden. Nun hoffe ich von dir schreiben wieder erhalte, wan Ihr die Gesuche abgeschickt hab, und das es Glück, und hoffen das B. dir Ewige Ruhe ~~ist~~ hat. Auf das Urlaubs Gesuch auch mit angeben wann ich letzste mahl in Urlaub war, das war 17. von 20 April bist 13. Mai. Nun schieße *[schließe]* in der Hoffnung und bald wieder zusammen kommen. und Friede wird.

Herzlichen Gruß sendet Dir dein B. *[Bruder]* Heinrich
Gruß an deine Frau.
[*seitlich ergänzt:* Auf Baldiges Wiedersehen]

* Hier verschreibt sich Echtermeyer ganz offenbar bei der Jahreszahl des Datums; statt „18“, wie der Inhalt des Briefes eindeutig belegt, datiert er auf „17“.

Feldpostbrief, 24. Juli 1918

Geschrieben 24.7.18.

Lieber Bruder!

Ich teile Dir mit, das ich Gesters das Paket mit Butter gut erhalten habe, Ich danke dir dafür. Ich bin gesund, und von Euch alle hoffe. Von hier kann ich dir [*ergänzt:* nicht] schreiben, immer die Nämliche Sache und Arbeit. Von Urlaub bist jetzt noch nichts von gehört, ich Glaube es noch nicht hier ist, dann würde ich es schon gewahr. Könnte man doch jetzt Heim sein, und Euch helfen, hier wäre man wohl über, Aber was soll man machen, Sehet das Ihr was zu Essen behaltet, den hier die Verpflegung durchweg immer schlechter, jetzt täglich auch nur 500 Gramm Brot. Sonst was wir an Arbeit machen, ist nicht viel. Wann sollte dies Elend doch wohl ein Ende nehmen. Am Montag bin ich in Kowel gewesen, da ist noch allerleie zu kaufen, aber zu teuer, wär da keine 1000 M bei sich hat kann wenig anfangen, Kleidung auch fast nichts gesehen, so allerlei andere Sachen. der Speck kostet 9,50 M 400 Gramm und auch wenig da, paar Schuhe für Kind von 12 Jahre 140 M, es ist alles über trieben, ich war mit unser Feldwebel, der wollte allerlei einkaufen, um zu tragen wir waren mit zwei man mit, Nun schieße *[schließe]* ich, und hoffe von dir auch mahl schreiben erhalte, und mit der Arbeit nur so leicht helfen, es möglich ist, den ich bin bange das ich doch nicht in Urlaub komme, den es fahren keine Landwirte, so außer der Reihe.

Es grüß dir herzlich dein Bruder
Heinrich
Gruß an deiner Frau
[*am Anfang der Zeilen links ergänzt:* Auf Baldiges Wiedersehen]

Feldpostkarte, 27. Oktober 1918

Absender:

Dienstgrad Lstr. *[Landsturmmann]*
Name Echtermeyer.
3 Lstr *[Landsturm]*
Inf Ers. *[Infanterie-Ersatz] Bataillon*
2 *Kompagnie*
Sonstige Formationen: (Kolonnen, Flieger, Junker usw.) XVAK *[15. Armeekorps]*
15/7
Deutsche Feldpost Nr. 895

An

Herrn
B. Echtermeyer.
in Halverde.
in Kr. *[Kreis]* Tecklenburg.
Wohnung (Straße und Hausnummer) Prv. *[Provinz]* Westfalen.

Geschrieben den 27.10.1918

Lieber Bruder!

Deinen Brief erhalten in Gesundheit, und hoffe Ihr alle Gesund seit. Hier ist herrliches Wetter, ganz wenig Regen. Sonst ist hier alles so das Nämliche, wie es heißt kommen wieder auf andere Stelle. Nun schieße *[schließe]* ich, und hoffe von dir schreiben erhalten ~~n~~ und doch bald Friede wird, und bald wieder Heim komme, das wäre doch zu wünschen
Es grüßt dir herzlich dein B. *[Bruder]* Heinrich
[*am Anfang der Zeilen links ergänzt:* Auf Baldiges Wiedersehen]

Feldpostkarte, 2. November 1918

Absender:

Dienstgrad Lstr. *[Landsturmmann]*
Name Echtermeyer.
3 Lstr *[Landsturm]*
Inf. Ers. *[Infanterie-Ersatz] Bataillon*
2 *Kompagnie*
Sonstige Formationen: (Kolonnen, Flieger, Junker usw.) XVAK *[15. Armeekorps]*
15/7
Deutsche Feldpost Nr. 271

An

Herrn
B. Echtermeyer.
in Halverde.
in Kr. *[Kreis]* Tecklenburg.
Wohnung (Straße und Hausnummer) Pro. *[Provinz]* Westfalen

Geschrieben den 2.11.1918.

Lieber Bruder!

Ich teile Dir mit das ich die 2 Pakete gut erhalten habe, Ich danke Ihr Herzlich Dafür. Ich bin Gesund und von Euch alle hoffe. das Wetter ist hier jetzt schlecht. so Naß, Kalt. Diese Tage in Brief mehr schreiben, sind jetzt wieder auf andere Stelle. Wollen hoffen das der Friede nahe ist, und glücklich wieder zusammen kommen.

Herzlichen Gruß von dein Burder *[Bruder]* Heinrich
Gruß an dein Frau*
[*seitlich:* Auf Baldiges fröhliches Wiedersehen]

* An dieser Stelle ist die Feldpostkarte beschädigt, allerdings schreibt er die Grüße oft, zudem ist ein U-Kringel auszumachen.

„So will ich dir Gruß aus weiter Ferne schicken.“

Alexander Kraus und Fabian Köster (Hrsg.)

In diesem Band finden sich insgesamt 57 Feldpostbriefe und Postkarten, die Heinrich Echtermeyer, ein Landwirt aus dem westfälischen Halverde, von Juli 1916 bis November 1918 von der Ostfront an seinen Bruder Bernhard schickte. In ihnen reflektiert er seine eigene bescheidene Rolle in der Ausnahmesituation des Krieges und sein Fronterleben, lässt seiner fortschreitenden Desillusionierung und Kriegsmüdigkeit freien Lauf und schreibt von seiner Sehnsucht nach der Heimat, seiner Trauer, wenn ihn Verlustnachrichten aus eben dieser erreichten. Seiner Feldpost sind fünfzehn Kommentare an die Seite gestellt, die von Studierenden der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster erarbeitet wurden. In ihnen werden einzelne Aspekte der Feldpostbriefe Echtermeyers exemplarisch analysiert.

18,90 €
ISBN 978-3-8405-0249-1